



Jung und minorisiert

stimme
von und für Minderheiten

Advent, Advent, der Punsch trennt!

Es ist Vorweihnachtszeit. Was tut man, wenn man nicht zu denen gehört, die mit Jäger-Sammler-Blick und gelernter Ellbogenhaltung zunächst in die Geschäfte und anschließend pflichterfüllend zu den Punsch-Hütten rennen? Da ich meinen Zivilisationsprozess trotz beträchtlicher Integrationswilligkeit offenbar noch nicht abschließen konnte, kaufe ich keine Weihnachtsgeschenke ein und meide auch den Punsch wie das Weihwasser. Folgerichtig beherrsche ich die abendländische Kulturtechnik des Beim-Geschenke-Kaufen-soziale-Kontakte-Knüpferns nicht. Man fühlt da zugegebenermaßen eine gewisse innerliche Leere, und es stellt sich die sozialphilosophische Frage: Wie diese Leere ausfüllen, die – einer klaffenden Wunde gleich – schmerzt und unglücklich macht?

Meine Lösung ist ganz einfach: Ich suche die kultischen Orte, an denen in der Adventszeit – analog zur *Agora* im antiken Griechenland – bürgerliche Kommunikation und politische Partizipation in heimelig-lallender Sprache stattfinden, gar nicht erst auf. Dafür muss ich sogar eine Außenrundung des Uni-Campus, wo ich beruflich zu tun habe, in Kauf nehmen. Denn der überdimensionale Hof dieser Stätte der freien Forschung und Lehre von Wissenschaft gleicht ab Mitte November einer mittelalterlichen Freiluft-Spelunke. Die Luft riecht nach dem süßlichen geistigen Getränk, gemischt mit einem olfaktorischen Etwas zwischen Pökelfleisch, gerösteten Zwiebeln und langgetragener Socke. Zigarettenstummel fliegen durch die Gegend, und die Möglichkeit eines Zusammenpralls mit beweglichen Punschtassenträgerinnen und -trägern (weiß im Übrigen jemand, warum so viele Leute den Punsch unbedingt im *Gehen* trinken wollen?) mit brühenden Konsequenzen ist nicht zu unterschätzen. Aber wo Bürger und Bürgerinnen im öffentlichen Raum zueinander finden, um sich gesellschaftspolitisch auszutauschen und die Staatsgeschäfte ins rechte Lot zu bringen – da kann man selbstverständlich

nicht Rücksicht nehmen auf ein paar Orchideenfächer und ihre anorektischen Betreiber asketischen Gemüts. Darum umgehe ich also solche Orte und bilde mir ein, die gefürchtete sozialpsychologisch bedingte Leere auf diese Weise gar nicht erst in mir aufkommen zu lassen.

Wenn's nur so leicht ginge! Der Punsch und das digitale Weihnachtsgeschenk sind Zeitgenossen, demgemäß besitzen sie die neoliberalistische Zusatzqualifikation globaler Mobilität. Also folgen sie mir in die U-Bahn und in die Straßenbahn hinterher, stinken sich in meiner Nase gesund und bringen mir Schürfwunden und blaue Flecke an den Armen wie Beinen bei. Das wäre an sich kein Problem; ich könnte das alles als Kollateralschaden ritueller Handlungen meiner GastgeberInnen deuten, denn ein Gast muss sich bekanntlich wie ein Gast benehmen und wenn's ihm nicht passt, wieder gehen (gemeint sind natürlich nicht die Fahrgäste). Nein, das Problem ist, dass durch diese Begegnung wieder die geistige Leere sich anschickt aufzukeimen und meine kulturell bedingte Einsamkeit dadurch förmlich wächst.

Soziale Randgruppen sind aber zäh. Ihr Überlebensinstinkt verleitet sie zu Strategien der Abwehr – siehe Gettobildung, Kopftuch, Kulturkampf und alles. In langen Jahren meines Österreich-Aufenthalts habe ich mir dementsprechend eine Strategie zurechtgelegt, die, wie ich gestehen muss, aus der Perspektive der Sitte betrachtet einer Perversion gleichkommt. Ich schließe die Lücke, die sich in mir auftut, durch eine Jahresrückschau – das ist noch erlaubt, passiert auch im ORF – und eine anschließende Auflistung der *guten Vorsätze*. Ich weiß, ich weiß, die guten Vorsätze sind erst nach Silvester zu konzipieren, wenn die in verschiedenprozentigem Restalkohol ertränkte Truthahnfüllung sich in Form häufiger Besuche des stillen Ortes am Neujahrstag – wörtlich – Gehör verschafft. Da sitzt man auf dem Plastik und träumt

von Watte. Da kommen einem dann die Sünden der vergangenen Nacht in den Sinn, die stellvertretend für das ganze letzte Jahr, wenn nicht für das bisherige Leben, den Blutdruck in die Knie sinken lassen. Man wischt das alles sanft und mehrlagig ab, indem man mit der Aufzählung der guten Vorsätze vor dem geistigen Auge anfängt.

Bei mir setzt dieser Prozess in der U-Bahn ein, ohne Toilettenpapier und Neujahr in greifbarer Nähe. Ich fertige angesichts der stechenden Kanten der Geschenkpakete und des in der Nase brennenden Punschgeruchs eine Liste der guten Vorsätze an, nachdem ich die wesentlichen Ereignisse des ausgehenden Jahres habe Revue passieren lassen. So auch heuer in der Adventszeit.

Ich saß also neulich in der U-Bahn und dachte besinnlich an das Jahr 2007, das sich langsam zu Ende neigt. Was ist alles geschehen? Was wurde aus den Vorsätzen des letzten Jahres, in einem überfüllten U-Bahn-Abteil gegen Ende 2006 ersonnen? Was wird mir das Ergebnis der Wunschanstrengung bringen, der ich jetzt, ein Jahr danach, fröne? Diese Fragen beschäftigten gerade meine Sinne, als ich ungewollt zum einseitigen Zeugen eines Handy-Gesprächs wurde, geführt von einer Dame, deren linker Arm ein überlebensgroßes Geschenkpaket umklammerte, während sie in der rechten Hand eine dampfende Punschtasse hielt und das Telefon zwischen Ohr und Schulter balancierte. „Ja“, schrie sie in den Apparat unüberhörbar, „ja, der Achmed war a mit beim Betriebspunschtrinken am Spittelberg. Der ist ned so *islamistisch*, wie die Moni sagt! Du, der ist eh ganz lieb!“

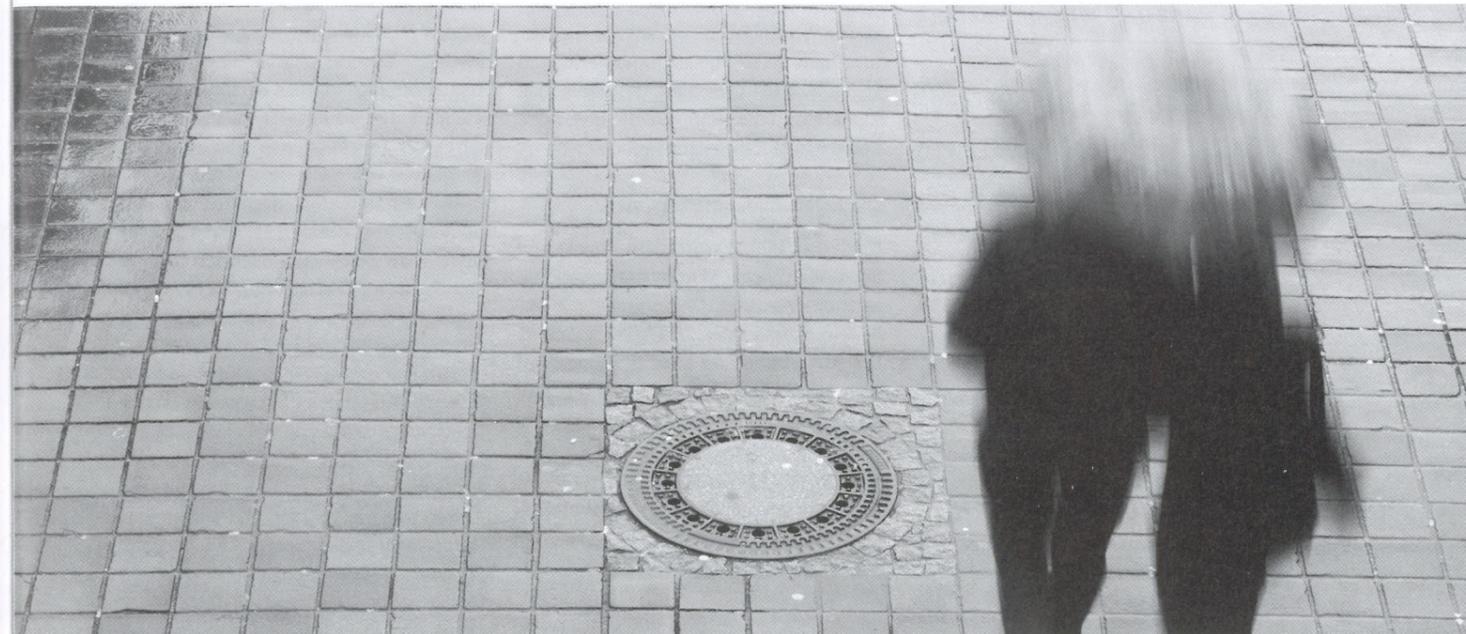
Und flugs war mein erster Vorsatz da, dank der guten Frau! Ich werde nächstes Jahr schon ab Anfang November vor jeder Hütte stehen, die Pusch anbietet, und das Gespräch mit anderen suchen. 2008 wurde zum „Europäischen Jahr des Interkulturellen Dialogs“ ausgerufen. Wo kann das besser stattfinden als auf dem Uni-Campus bei einer Tasse Punsch? Der Punsch, der uns bisher trennte, möge uns nun verbinden. Prost!

Hakan Gürses

impresum

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*). Medieninhaber und Verleger: Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostersgasse 6, A-6020 Innsbruck; Herausgeber: Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/966 90 01, E-mail: office@initiative.minderheiten.at; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; Redaktion: Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/966 90 03, Fax: 586 82 17, E-mail: stimme@initiative.minderheiten.at. Chefredakteur: Hakan Gürses. Redaktionelle Mitarbeit: Hikmet Kayahan (hk), Gerald K. Nitsche (gkn), Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Örtl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gerd Valchars, Anita Konrad, Petra Pfisterer. Ständige AutorInnen: Erwin Riess, Kahlauer, mh, ede, M. Fürst. Fotoredaktion: Salon Renate. Zeichnungen: Andreas Ohrenschall, Hakan Gürses. Grafische Gestaltung: schultz+schultz-Mediengestaltung. Herstellung (Repro & Druck): Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566. Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. Aboverwaltung: Rahel Baumgartner (Redaktionsadresse) E-mail: abo@initiative.minderheiten.at; Jahresabo (4 Hefte): € 20,- (Ausland: € 30,-) / für Vereinsmitglieder kostenlos.

	Impresum	2
„Hin und wieder in der U-Bahn“. Zur Arbeit des Vereins „Interface“ Philipp Schmickl		4
Das Kind mit dem Bade ... Ljubomir Bratić		6
Arbeit in der Heterofabrik Helga Pankratz		8
Sicherlich / gibt es mich: / ICH BIN ICH! Transinterqueere Kinder- & Jugendbücher Persson Perry Baumgartinger		10
jung – zuagroast – arbeitslos. Ein Tagungsbericht Anita Konrad		12
Groll: Zum „Fall“ Arigona Zogaj. Eine Geschichte Erwin Riess		14
Brief aus Istanbul Gerald Kurdoğlu Nitsche		16
Zwischen fremden Gesetzen. Österreich im Umgang mit Betroffenen des Frauenhandels Alexandra Siebenhofer		17
	Geschehen	18
	Kulturen & Künste	19
	Kahlauers Tagebuch	22



Thema: Jung und minorisiert

Regelmäßig werden Erhebungen über die Meinung der Jugendlichen zur Politik durchgeführt. Auch von der Politik vorgegebene und medial fortgesetzte Debatten über Themen wie die Senkung des Wahlalters auf 16 Jahre sind weitere Indikatoren dafür, dass sich der öffentliche Blick in regelmäßigen Abständen auf die Jugend, ihre Interessen und ihre Bedürfnisse lenkt.

Doch wird dabei häufig vergessen, dass die Jugend selbst keine einheitliche, homogene Gruppe darstellt, sondern in mehrfacher Hinsicht eine Diversität aufweist. In diesem Zusammenhang kann sogar von einer „Mikrogesellschaft Jugend“ gesprochen werden, zumal sich darin die gesamtgesellschaftliche Bevölkerungsheterogenität im Spezifischen wiederfindet. Trotz übergreifender Pop-Kultur und trotz der nivellierenden Wirkung der

elektronischen Medien werden Differenzen innerhalb der Jugend insbesondere in der Bildung und in der Freizeitgestaltung sichtbar. Ein differenzsensibler Blick auf die Jugend genügt, um festzustellen, dass darin einige Gruppen auf mehrfache Weise benachteiligt bzw. ausgeschlossen werden: etwa in manchen Bildungseinrichtungen, die der jeweiligen Besonderheit dieser Gruppen (Primärsprache, Behinderung, sexuelle Orientierung, Erfahrungen mit Migration, Flucht etc.) zumeist nicht gerecht werden, oder aber umgekehrt durch pädagogische Segregation (Sonderschulen, nach religiös-sprachlich-ethnischen Kriterien getrennte Schulen oder Schulklassen ...).

Auch im Alltag erfahren diese Jugendgruppen Benachteiligungen, die häufig als offene Diskriminierung (Disco-Verbot für

türkische oder Roma-Jugendliche; Anpöbelung Kopftuch tragender Mädchen in öffentlichen Verkehrsmitteln; Verhöhnung schwuler Jungen oder lesbischer Mädchen in der Schule) zutage treten. Diese gesellschaftliche Lage wirkt ausschließend und führt auch auf individueller Ebene meist zu stereotypen beruflichen und sozialen Laufbahnen – von den psychischen Folgen und von der Rückwirkung der individuellen Minorisierung auf die sozialen Strukturen ganz zu schweigen.

Hinzu kommt noch die Abwesenheit dieser Gruppen in öffentlichen und medialen Diskursen (so etwa in der Berichterstattung) bzw. ihre Darstellung darin als „Problemfälle“ oder lediglich als Gegenstand politischer Debatten.

Die minorisierten Jugendlichen bilden den Schwerpunkt des vorliegenden STIMME-Heftes. Die *Thema*-Beiträge befassen sich mit der Art und Weise ihrer Benachteiligung und deren Konsequenzen, mit ihren Gegenstrategien sowie mit Perspektiven zur strukturellen Bekämpfung ihrer Minorisierung.

Wenn man von Integration spricht, kann man sich zurücklehnen und sagen, dass es unmöglich sei, unsere Gesellschaft zu verändern. Man kann auch sagen, dass sich zuerst politisch etwas ändern müsse, dass die Rechte zugewanderter Menschen festgeschrieben gehörten. Man hört auch immer wieder, dass sich zuerst die Migranten selbst anpassen müssten. Man kann aber auch etwas tun, so wie die Leute von Interface.

Philipp Schmickl,
Student der Kultur- und
Sozialanthropologie in Wien.

„Hin und wieder in der U-Bahn“

Zur Arbeit des Vereins „Interface“

Philipp Schmickl

Der Verein *Interface* wurde 1999 im Rahmen des *Wiener Integrationsfonds* und mit einer Förderung der Europäischen Union gegründet und drei Jahre lang von den genannten Stellen finanziert. In diesem Zeitraum wurde vor allem Wert auf kreatives Lernen gelegt. Die Freizeitangebote umfassten Theater-, Tanz- und Musikprojekte, und die Jugendlichen konnten über diese gestalterischen Aktivitäten Deutsch lernen bzw. ihre Kenntnisse auch gleich anwenden.

Die Jugendbildungswerkstatt

Nach drei Jahren wurde das Projekt von der MA17 (Wiener Magistratsabteilung für Integrations- und Diversitätsangelegenheiten) übernommen, das heißt: finanziert. Die Ausrichtung des Vereins wurde total umgekrempelt. Er besteht heute aus drei Komponenten: Erstens der „Lernbar“, die durch ein bestimmtes Kursangebot (Deutsch, EDV) die Bildungssituation von vor allem Frauen und Jugendlichen verbessern soll, zweitens dem Bereich „BEK“ (Bildung, Eltern, Kinder), der sich hauptsächlich auf die Situation von Kindern und Eltern an Schulen konzentriert, und drittens der „Jugendbildungswerkstatt“.

Die Jugendbildungswerkstatt bietet ebenfalls Deutsch- und EDV-Kurse für 15- bis 25-Jährige an, dazu Sozialbegleitung und Gruppen- und Freizeitaktivitäten. Was diesen Bereich von den anderen unterscheidet, ist eben diese Sozial- und Kreativbegleitung zu den Deutschkursen, die gleichzeitig als Start- und Niederlassungsbegleitung gedacht ist, um den Jugendlichen zu einer rascheren Integration zu verhelfen. Diese Idee geht auf die Initiative der MitarbeiterInnen zurück und zeugt noch vom Geist der Gründungszeit.

Die Kreativeinheiten sollen besonders den authentischen Gebrauch der neuen Sprache fördern und durch das Finden von Lösungsstrategien neue Perspektiven eröffnen und Interessen wecken. In den kurzfristigen Projekten – zum Beispiel im „Institutionenspiel“ – sollen die Jugendlichen mehrere wichtige Jugendorganisationen anhand von Wegbeschreibungen aufsuchen und die wichtigsten Informationen über die jeweilige Institution herausfinden. Dies fordert einerseits die Anwendung der Sprache, und andererseits werden dem Spieler/der Spielerin die unterschiedlichen Institutionen näher gebracht. Oder es werden Interviews auf der Straße zu bestimmten aktuellen Themen, so etwa über Arigona Zogaj, durchgeführt und gefilmt, die dann im JUMA (Jugendmagazin) auf dem Fernsehkanal Okto zu sehen sind.

„Westbahnhof-Story“ und „Österreich“

Zu den längerfristigen Projekten, die nicht nur als Begleitung zum Deutschkurs fungieren, sondern auch durch Workshops realisiert werden, zählen beispielsweise der Film „Die Westbahnhof-Story“, den die Jugendlichen in Anlehnung an die „Westside Story“ gedreht haben. In diesem kreativen Prozess haben sie sich mit dem Drehbuchschreiben, Szenenentwerfen und mit dem Filmen beschäftigt, natürlich auf Deutsch, was beinhaltet, dass auch einschlägiges Vokabular benutzt wurde. Dazu kommt der gesellschaftliche Aspekt, nämlich das Befassen mit dem Thema „Jugendbanden“.

Ein anderes Projekt ist die Fotoausstellung „Österreich – Ich und Wien“, für die sich die Jugendlichen künstlerisch mit der Stadt und sich selbst auseinandersetzen. Im Deutschunterricht werden die Fotos mit Texten über die individuellen Geschichten der Jugendlichen

ergänzt. Das Konzept der Ausstellung soll den TeilnehmerInnen ein Ziel vorgeben und das Erreichen des Ziels ihr Selbstbewusstsein steigern. Eröffnung ist im Februar 2008.

Wer sind nun die Jugendlichen, die sich in der Kenyongasse 15 im 7. Wiener Gemeindebezirk* treffen? *Interface – Verein zur Förderung integrationsrelevanter Bildungsprojekte* kümmert sich um Menschen zwischen 14 und 25 Jahren, die zugewandert sind und nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehören. Und natürlich können auch nur diejenigen betreut werden, die davon wissen und das Angebot in Anspruch nehmen. Dieser Punkt ist nicht zu unterschätzen, da viele Jugendliche, die neu hier sind, sehr wenig von der Stadt und ihren Möglichkeiten wissen.

Die Deutschlehrerin und Kreativbegleiterin Christine Moderbacher erzählt, dass man von den Jugendlichen auf die Frage, was sie den ganzen Tag über machen würden, oft die Antwort bekomme: „spazieren gehen, essen, schlafen“. Um das zu ändern, gibt es u. a. *Interface*, und dass es funktioniert, davon konnte ich mich bei zwei Besuchen von ausgewählten Veranstaltungen überzeugen.

„Ich auch nicht!“ – ein Vortrag

An einem späten Nachmittag nahm ich an dem Vortrag mit dem Titel „Neu in Österreich – Mit welchen Vorurteilen ist man konfrontiert?“ teil und saß gemeinsam mit den zahlreich erschienenen jungen Menschen in einem Klassenzimmer. Der Sozialarbeiter Martin Lacroix, der den Vortrag organisiert hatte, stellte den Gast vor, der zu den Jugendlichen sprechen sollte: Issa Ndiath aus dem Senegal. Dieser erzählte, nachdem er einiges über sein Land und dessen Geschichte berichtet hatte, aus seinem Leben in Österreich. Die Geschichten handelten vornehmlich von seinen Begegnungen mit Rassismus und Diskriminierung, was des Öfteren spontane Reaktionen und Fragen aus dem Publikum hervorrief. Auf seine Aussage, dass er ursprünglich gar nicht nach Österreich kommen wollte, kam sofort zurück: „Ich auch nicht!“

Der Vortragende redete über seinen Werdegang an der Universität Graz und dass er danach nach Wien gekommen ist, um hier weiterzustudieren. Die jungen Burschen und Mädchen wollten zwischendurch wissen, wie oft er nach Hause fahre, und Ndiath erzählte am Beispiel vieler MigrantInnen, dass es sehr schwer sei, wenn man einmal ausgewandert ist, einen Platz als seine Heimat zu bezeichnen. Im Senegal gelte er als einer, der europäisch denkt, und in Wien könne er sich auch nicht zu Hause fühlen, wie er mit seinen Geschichten belegte. Die

jungen ZuhörerInnen fragten ihn weiter nach Problemen, die er zu meistern hatte, und Issa schilderte ein Erlebnis mit der Wiener Polizei, das wahrscheinlich nicht nur mir Schauer über den Rücken jagte.

Nach einer Weile wendete sich das Blatt ein wenig, als der Vortragende die ZuhörerInnen nach ihren Erfahrungen zu befragen begann. „Es ist besser geworden“, kam aus dem Publikum, und einer meinte, er verstehe die ÖsterreicherInnen, dass sie nur ihre Kultur in ihrem Land wollen. Er wolle auch nur seine Kultur in seinem Land, aber es würden sowieso keine Ausländer dahin kommen, denn dort sei Krieg. Einige Jugendliche meinten, sie hätten gar nicht viel Kontakt mit den WienerInnen, hin und wieder in der U-Bahn. Und fast alle waren sich einig, dass es wichtig sei, die Sprache zu erlernen.

Ein Rumoren ging durch den Saal, als ein Junge die Geschichte von seinem kleinen Bruder erzählte, der in der Schule gemeinsam mit anderen die Österreicher verprügeln. Er habe ihm aber gesagt, dass das nicht gut sei, dass er damit aufhören solle, und der kleine Bruder habe dann aufgehört.

Es sind wahrscheinlich Kinder in diesem Alter, von denen auch ein anderer berichtete. Wenn diese ihn beschimpften, würde er gar nicht reagieren und einfach weitergehen. Es schien mir, als hätten sich viele schon daran gewöhnt, hin und wieder oder des Öfteren beleidigt zu werden. Ich spürte dabei aber keine Resignation unter den Jugendlichen, es ist für sie einfach so, sie kannten wahrscheinlich noch gar nichts anderes, seit sie hier sind. Gelegentlich würden sie sich wehren, aber besser sei es, mit den Menschen zu reden.

Eine junge Muslimin erzählte davon, in der U-Bahn immer wieder von alten Frauen wegen ihres Kopftuches beschimpft zu werden. „Kopftuchmafia“ und so würden sie sagen. Auf die Frage von Issa Ndiath, ob sie sich das gefallen lasse, antwortete sie selbstbewusst, aber sich ihrer Ohnmacht bewusst: „Ja, manchmal sag' ich: Halt die Klappe, oder: Halt die Goschn!“

Daraufhin entwickelte sich die Diskussion zu einer Art „Kopftuchdebatte“, die wieder einmal zeigte, wie heterogen, von Herkunftsland zu Herkunftsland, von Familie zu Familie verschieden, das Kopftuch behandelt wird. Und vor allem welches kontroverse Thema „Die Frau im Islam“ ist.

Sprichworte verbinden

Ein paar Tage später ging ich zu einem der wöchentlich stattfindenden Couch-Gespräche, einer öffentlichen Diskussionsplattform

auf einer aufblasbaren Couch, in denen jede Woche an einem anderen Ort ein anderer aktueller Sprechimpuls, in Form von Bildmaterial, Texten, Nachrichten, Filmsequenzen etc., gegeben wird, um die Diskussion einzuleiten. Dieser Workshop ist für alle Gruppen offen, wurde aber speziell für die Fortgeschrittenen als Konversationstraining konzipiert.

Wetterbedingt fand das Couch-Gespräch diesmal in der Kenyongasse statt und hatte das Thema „Sprichworte“. Es beteiligten sich etwa zehn Jugendliche daran, einige Gesichter kannte ich schon vom letzten Mal. Es wurde weit weniger kontrovers diskutiert, weil einerseits an diesem Nachmittag mehr Wert auf die Sprache und dem Kennenlernen der gängigsten Sprichworte gelegt wurde und andererseits dieser Gegenstand weit weniger polarisiert. Sprichworte verbinden eher, als dass sie trennen, und das merkte man vor allem daran, dass sich immer wieder ein Bursche oder ein Mädchen zu Wort meldete und anmerkte, dass es diesen oder jenen Spruch auch in seiner oder ihrer Sprache gebe. Es entstand eine angenehme Atmosphäre, in der über die deutschen Sprichworte geredet wurde. Die Jugendlichen sollten sich Geschichten ausdenken, deren Moral eine der angegebenen Redewendungen widerspiegeln, sie diskutierten auch darüber, welche Sprichworte für jede/n einzelne/n zutreffend sind und welche ihrer Ansicht nach falsch wären. Es kam zwar nicht offen zur Sprache, aber ich denke, den meisten ist aufgefallen, dass überall auf der Welt Sprichworte existieren und auch viele gleiche oder ähnliche darunter sind – und deshalb auch die Denkweisen der Menschen gar nicht so unterschiedlich sein können (wie es oft dargestellt wird).

Der Verein *Interface* übernimmt eine wichtige und notwendige Aufgabe. Die Jugendlichen, die neu in Wien sind, haben hier eine Stütze und können sehr viel lernen, nicht nur Deutsch oder wie man mit einem Computer umgeht; sie bekommen bei *Interface* unmessbar viel mehr mit. Sie kommen mit Gleichaltrigen, die in der gleichen Situation wie sie sind, aber oft aus einem anderen Land kommen, in Kontakt. Sie lernen mit Diversität umzugehen, sich neu zurechtzufinden, sie lernen den Umgang mit Video und Foto, sie bekommen Selbstvertrauen vermittelt und noch vieles mehr, das sich in den klassischen Bewerbungsformeln gar nicht oder „nur“ unter „soft skills“ einordnen lässt. Weitersagen.

* Ab 1. Jänner 2008 hat *Interface* neue Adressen:
1040 Wien, Paulanergasse 3 und
1040 Wien, Favoritenstraße 8



„Nun zu oft liegt hinter dem Wunsch und dem Eifer fürs allgemeine Beste der Vorbehalt verborgen: soweit es mit unserem Interesse übereinstimmt.“
G.W.F. Hegel

Das Stuwerviertel in Wien ist ein Brückenviertel. Es liegt eingeklemmt zwischen dem grünen Prater, dem Nordbahnhof und der aus dem Wiener Stadtbild vertriebenen Donau. Über die Donau führt aus dem Stuwerviertel die ehemalige Brücke der Roten Armee, später Reichsbrücke, in die Donaustadt. Besiedelt wurde das frühere Überschwemmungsgebiet nach der Donauregulierung vor allem von ZuwanderInnen und Flüchtlingen. 40 Prozent der Bevölkerung waren Jüdinnen und Juden, die meisten aus Galizien zugewandert. Dazu kamen viele ItalienerInnen und TschechInnen. Minderheit in dem Viertel waren die Deutschsprachigen: Eine damals im Zentrum eines Vielvölkerstaates selbstverständliche Sache.¹

Das Kind mit dem Bade ...

Ljubomir Bratić

Die Struktur des Stuwerviertels änderte sich mit dem Bau der Gemeindefürsorge in der Zwischenkriegszeit. Diese waren damals (bis vor Kurzem!) nur den ÖsterreicherInnen zugänglich. Viele der ImmigrantInnen waren – bedingt durch die Auflösung der Habsburger Monarchie – staatenlos. 1938 und 1939 wurde ein großer Teil der Wohnungen „arisiert“. Nicht die Elitenazis kamen in die Gegend – dafür roch es ihnen zu stark nach Arbeiterklassequartieren –, sondern die „verdienstvollen“ kleinen Nazis. Auch heute hängen dort im öffentlichen Raum regelmäßig kleine orange Pickerln, auf denen Parolen gegen die „Ausländer“ und gegen die „Umvolkung“ stehen.

In diesem Artikel geht es um die Frage, wie diese Entwicklungslinien eines urbanen Raumes sich in unsere unmittelbare Gegenwart einschreiben. Der besondere Fokus dabei ist: Wie drückt sich die allgemeine Sorge der Mehrheitsbevölkerung um die „Integration“ der MigrantInnen aus, konkretisiert vor allem in der Sorge um die Zweite Generation, mit der Entwicklung eines für die Wiener Verhältnisse eher untypischen Raumes, der vor Kurzem von der Wiener Stadtzeitung *Falter* eher mit dem Berliner Viertel Neukölln und weniger mit den klassischen Wiener Arbeitervierteln verglichen wurde.²

Die Zweite Generation

Unter den Begriff „Zweite Generation“ werden die Kinder der MigrantInnen subsumiert. Das sozialwissenschaftliche Denken in Generationen wurde von US-amerikanischen Soziologen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eingeführt. Deren Ausgangspunkt waren die Konflikte in einem Einwanderungsland, und deren Ziel war es, die herbeigesehnte Assimilation in der Gesellschaft zu beschleunigen. Unvergesslich in diesem Zusammenhang ist die Studie „Street Corner Society“ von William Foote Whyte, in der gezeigt wird, dass die Jugendlichen mit italienischem Hintergrund auf ihrem Weg zur Assimilation eine temporäre Nichteinpassung in Form von Gangs durchmachten. Wir aber, in heutigem Wien, sind weit weg entfernt von Gangs. Die letzten nennenswerten Straßenschlachten – vergleichbar mit jenen im Jahr 2005 in den Pariser Banlieues – ereigneten sich 1911 in Ottakring. Heute geht es um die „Integration“.

Die „Integration“ als Begriff kommt im Wortschatz der MigrantInnen kaum vor. Das Wort wird meistens als eine Forderung der Aufnahmegesellschaft verwendet. Die MigrantInnen selber arbeiten seit Jahrzehnten an nichts anderem als an einer besseren Verwurzelung in der Gesellschaft – in einer Gesellschaft, die sich nicht als Einwanderungsgesellschaft definiert und die MigrantInnen mittels Gesetze in einem auf Dauer eingerichteten unsicheren Aufenthalt festzumachen trachtet. Nur weil sie sich gut verwurzelt haben, sind sie nicht zu Opfern eines der vielen „Strukturbereinigungsprogramme“ geworden – wie es beschönigend für die geplanten Abschiebungen in dem Durchführungserlass des Aufenthaltsgesetzes im Jahr 1993 hieß. Das führt zu dem Schluss, dass die andauernde Rede von der Zweiten Generation, die sich integrieren soll – auch jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert Einwanderung – eine andere Bedeutung haben muss.

Ich denke, dass es sich dabei um eine Abwehrstrategie handelt. Die Argumentation funktioniert folgendermaßen: Solange wir von „Generationen von Ausländern“ reden, reden wir von „Ausländern“. Und solange wir von „Ausländern“ reden, wird in diesem gesellschaftlichen Segment selbstverständlich die Notwendigkeit der Regulationsmaßnahmen impliziert. Eben Maßnahmen, die nur die „Ausländer“ treffen sollen. Somit ist jede Rede von den Generationen der MigrantInnen verbunden mit der Absicht, diese in einem besonderen Ausmaß zu regulieren. Und das ist nichts anderes als ein Versuch, diese Gruppe der Bevölkerung Österreichs einem nur für sie geltenden restriktiven Gesetzesregime zu unterwerfen.

Die Reduktion der Zahl der MigrantInnen ist nicht gelungen, aber an einer dauerhaften Festlegung ihrer soziopolitischen Funktion als *Verschubarbeitsmasse* wird weiterhin fleißig gearbeitet. Dies entspricht heute genauso wie vor 50 Jahren den allerheiligsten Wünschen der Sozialpartner.

Die Armen

In einer anderen Hinsicht sind wir durchaus berechtigt, von Generationen zu reden, und zwar in Hinsicht auf die Verteilung des Eigentums in der Gesellschaft. Es geht darin um die Möglichkeit, im Rahmen einer auf Ungleichheit basierenden Gesellschaft

– wie Österreich eindeutig eine ist – ein viel versprechendes Leben zu führen.

Die Kinder der MigrantInnen – die bekanntlich zu 80 Prozent zu den ArbeiterInnen in Österreich gehören – haben in diesem Zusammenhang nach allen uns bis jetzt bekannten Untersuchungen höchstens die Möglichkeit, genauso wie ihre Eltern, wieder Angehörige der Arbeiterklasse zu werden. Hier wird nichts gegen die Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse eingewendet, aber in diesem Segment kommt es mit der neoliberalen Umstrukturierung des Arbeitsmarktes zu einem Überfluss an bestimmten Formen von Arbeitskraft. Die Kinder der im niedrigsten Arbeitssektor beschäftigten Ersten Generation der MigrantInnen werden deswegen die Zweite Generation genannt, weil sie gemeinsam mit ihren Eltern mehr und mehr überflüssig werden. Für sie gibt es genauso wenig Aussicht auf einen Platz in der Gesellschaft, wie es für ihre Eltern eine gegeben hat. Und die Frage, die sich den Regulationsinstanzen stellt, lautet: Was tun mit diesen Kindern?

Genau das ist die zentrale Frage in allen „Integrationsdebatten“ – in denen selbstverständlich die MigrantInnen selbst nie zu Wort kommen dürfen. Wichtig für uns ist die Feststellung, dass die Verwaltung in dieser soziopolitischen Situation auf diese „Angelegenheit“ eingehen muss. Wie tut sie das?

Die Neustrukturierung

Die Wiener Stadtverwaltung reagiert auf die neue soziale Gegebenheit so, wie sie auch in den letzten 200 Jahren, seit es sie gibt, reagiert hat – nämlich mit dem Versuch, eine neuartige Normierung durchzusetzen, damit alles beim Alten bleibt. Das „Alte“ heißt hier: der Vorrang der eigenen Bevölkerungsgruppe (zu der sich auch alle Verwaltungsangehörigen zählen dürfen) gegenüber der anderen – wenn es um die Nutzung des öffentlichen Raumes und somit auch um die Rolle der AkteurInnen in der Gesellschaft geht. In diesem Zusammenhang greife ich auf einen Aspekt zurück, der in der Neustrukturierung des Stuwerviertels bezeichnend ist.

In diesem kleinen Wiener Grätzl kommt es in den letzten Jahren zu wichtigen Änderungen. Der Wille zur Ordnung ist dabei ein starkes Motiv und findet dort seinen Durchbruch – trotz der Tatsache, dass sozialwissenschaftliche Studien in diesem Viertel eine hohe Zufriedenheit der BewohnerInnen mit der Lebensqualität konstatieren. Die Konzentration auf Ordnung und Sicherheit trägt weniger zur Problemlösung bei, sondern

fokussiert und strukturiert vor allem die Art und Weise, wie ein Problem wahrgenommen wird. Kurz: Wenn die Kinder der MigrantInnen von ihren frei zugänglichen öffentlichen Plätzen – zum Beispiel durch die derzeit laufende Schließung des Kinderfreibades am Max-Winter-Platz im Stuwerviertel – weggejagt werden, heißt das auch, dass sie das Problem sind und nicht das dahinter stehende Reglement, das zur Verarmung und „Überflüssigkeit“ dieser Kinder in der Gesellschaft führt. Die Geschichte zeigt ein Bild der Beschränkungen beim Zugang zu Räumen, da brauchen wir nur an Jüdinnen und Juden, an Roma, an SexarbeiterInnen oder einfach an die so genannten Vagabunden zu denken. In diese Geschichte reihen sich jetzt auch die MigrantInnen und ihre Kinder ein.

Der Zugang zu öffentlichem Raum stand und steht immer als antagonistisches Motiv da. Das Bauen der Gemeindebauten für die inländischen ArbeiterInnen bedeutete anfänglich nichts anderes als die Stärkung einer bestimmte Gruppe der BewohnerInnen Wiens in ihrer Vorstellung als AkteurInnen der Geschichte.³ Die soziopolitischen Konfliktlinien verliefen in der Zwischenkriegszeit zwischen ArbeiterInnen und Bürgerlichen, und die anderen Ausgeschlossenen wurden dabei nicht einmal wahrgenommen. Heute verlaufen die Konfliktlinien genauso wie damals zwischen den Reichen und den Armen – es hat sich nur die Zusammensetzung dieser Gruppen verändert. Zu den Armen gehören heute nicht mehr viele von den österreichischen ArbeiterInnen. Deren Aufstieg ermöglichte unter anderem auch die Segmentierung des Arbeitsmarktes seit den 1960er Jahren, indem die MigrantInnen die Rolle der billigen und zur Ausbeutung freigegebenen Arbeitskraft spielen mussten – genau derjenige strukturelle Zusammenhang, der *Rassismus* genannt wird. Fazit: Die neuen Armen sollen durch die verwaltungstechnische Umstrukturierung des Stuwerviertels wieder einmal aus diesem Grätzl verdrängt werden.

Der Ausschluss

Max Winter, dessen Namen der zentrale Platz im Stuwerviertel trägt, war einer der AkteurInnen des Roten Wiens in der Zwischenkriegszeit. Er bekämpfte mit aller Entschiedenheit jedwede Armut und schrieb unter anderem 1924 ein Buch mit dem Titel *Das Kind und der Sozialismus*. Es ist eine Tragik der Geschichte, wenn ausgerechnet von dem Platz, der seinen Namen trägt, ein Freibad, das von einer beträchtlichen



Anzahl der MigrantInnenjugendlichen jeden Sommer benutzt wurde, abgerissen wird. Um die Situation noch pikanter zu machen, wird in den Umkleieräumlichkeiten des Bades ausgerechnet die Gebietsbetreuung untergebracht. Die Gebietsbetreuung, deren Aufgabe dadurch definiert wird, die öffentlichen Räumlichkeiten für die Armen zu erschließen, macht sich gerade in einem Raum breit, der durch die zukünftige Ausschließung von den Armen im Stuwerviertel frei wird. Einen besseren Beweis für die polizeiliche Funktion dieser angeblich bürgernahen Behörde kann es nicht geben.

Hinsichtlich der MigrantInnen war und ist eben die Konsequenz des Bürgerbeteiligungsdiskurses der Stadt Wien in allen Vierteln, wo dieser stattgefunden hat, deren Entfernung als AkteurInnen aus dem öffentlichen Raum. Diese Räume scheinen zukünftig allein für die Mittelklasse – und diese ist bekanntlich in Österreich ethnisch „rein“ – vorgesehen zu sein.

Ich habe diesen Text mit einem Zitat vom jungen Hegel eingeleitet und will ihn mit einem anderen auch abzuschließen: „Das beschränkte Leben als Macht kann nur dann von Besserem mit Macht angegriffen werden, wenn dieses auch zur Macht geworden ist ...“ Wir arbeiten daran! Siehe:

www.stuwerkomitee.at

Fußnoten:

¹ Wien hatte damals zwei Millionen BewohnerInnen, und noch im Jahr 1912 gab es Pläne, am Ende des 20. Jahrhunderts vier Millionen zu erreichen.

² Vgl. Stuer-Kiez, *Falter* Nr. 46, 16. November 2007: 79.

³ Vgl. Clemens Stachel / Julia Wieger: Durch die Quartiere des Elends und Verbrechens. In: MALMOE, Nr. 35, Herbst 2006: 6-7.

Wie sieht es in Österreich mit der „Chancengleichheit“ zwischen hetero- und homosexuellen SchülerInnen und LehrerInnen aus, mit der Repräsentiertheit von que(e)r zu eng definierten Normen stehenden Formen des Zusammenlebens und von Geschlechtern?

Aus Schulbüchern und Lehrmaterialien sind die größten Diskriminierungen, die bis vor Kurzem noch „normal“ waren, inzwischen fast ganz verschwunden. Positive Informationen sind jedoch noch kaum an deren Platz getreten.



Helga Pankratz

ist Autorin, Medienpädagogin und Koordinatorin des Schul-Besuchsprojekts der HOSI Wien, „Peer ConneXion“. Kontakt: peerconneXion@hosiwien.at

Arbeit in der Heterofabrik

Helga Pankratz

Dass die Schule ein heiß umkämpftes gesellschaftlich-politisches Terrain ist, erweist sich einmal mehr am Beispiel des Tauziehens zwischen den Koalitionsparteien pro und kontra Fortschreibung eines Zwei-Klassen-Systems, das viel zu früh Weichen hinsichtlich des Bildungsabschlusses stellt. Wie es in Österreich auf diesem Feld mit der „Chancengleichheit“ zwischen hetero- und homosexuellen SchülerInnen und LehrerInnen aussieht, mit der Repräsentiertheit von que(e)r zu eng definierten Normen stehenden Formen des Zusammenlebens und von Geschlechtern, haben Doris Hauberger und ich Anfang 2007 in einer Studie ausgelotet, die auszugsweise im März 2008 veröffentlicht wird (Hauberger und Pankratz 2008).

Kurz gesagt lautet unsere Diagnose, die zugleich ein Fazit über sechs Jahre schwarzblauorange Bildungspolitik ist: Aus Schulbüchern und Lehrmaterialien sind die größten Diskriminierungen, die bis vor Kurzem noch „normal“ waren, inzwischen fast ganz verschwunden. Positive Informationen sind jedoch noch kaum an deren Platz getreten. Dass das Bewusstsein für ein gezieltes Budgetieren in der Anschaffung von Materialien steigen muss, die queere Lebensformen berücksichtigen, da in den Schulen dazu kaum etwas vorhanden ist, betont auch Sagl (2004).

Zwar wird im offiziellen Schulportal (www.schule.at) zum Stichprobendatum 16. 1. 2007 Gender-Mainstreaming breit berücksichtigt. Diversity-Sensibilität bezüglich LesBiSchwulTrans-(LBST-)Lebensformen ist ihm allerdings absolut nicht zu attestieren.

LehrerInnen ...

Über die Schule als Arbeitsplatz für Lehrerinnen und Lehrer sprechen zwei aktuelle Publikationen aus anderen europäischen Ländern Bände.

Claudia Breitsprecher (2007; vgl. auch Rezension in der STIMME Nr. 63) hat 20 lesbische Lehrerinnen aus dem ganzen deutschen Bundesgebiet interviewt. Die geschilderten Erfahrungen vermitteln einen Eindruck von der Situation, in der sich sowohl Lehrkräfte als auch SchülerInnen an Deutschlands Schulen befinden: Dem immer stärker werdenden eigenen Anspruch, offen und selbstbewusst lesbisch zu leben – auch im Berufsfeld Schule – steht zumeist bremsend das Nachwirken

überkommener Tabus entgegen, verstärkt durch die Behäbigkeit der Institution.

Über Gewerkschaftsarbeit kommen die lesbischen Lehrerinnen Anne Hutschens und Ruth Schwabe aus dem Stuttgarter Arbeitskreis Homosexualität der GEW Baden-Württemberg zu Wort (Breitsprecher 2007: 67-73). Beide berichten, dass sie sich von der Personalvertretung schlecht beraten fühlten, als sie sich mit arbeitsrechtlichen Fragen, die mit ihrem Lesbischsein zusammenhängen, an diese gewandt hatten. Der Arbeitskreis berät lesbische Lehrerinnen und schwule Lehrer bei Problemen mit KollegInnen, SchülerInnen oder Eltern. Er hat gemeinsam mit der GEW die Gleichbehandlung mit der Hetero-Ehe am Arbeitsplatz Schule durchgesetzt und macht Bewusstseinsbildungsarbeit innerhalb der Gewerkschaft.

Lesbisch-schwule Organisationen aus Litauen, Slowenien, Frankreich und Schweden haben im Rahmen des EU-Equal-Projekts TRACE in ihren jeweiligen Ländern zum Thema Arbeitswelt gearbeitet und die Broschüre „Open Up Your Workspace – Challenging Homophobia and Heteronormativity“ erstellt. Forscherinnen aus Schweden haben darüber hinaus in einem eigenen Band (Martinsson et al. 2007) das schwedische Schulsystem auf das tatsächliche Ausmaß seiner Offenheit im Umgang mit Homosexualität hin untersucht: die Lernziele, das Klima für Menschen im Lehrberuf und Inhalte der LehrerInnen-Ausbildung.

Dem unter diversen Bezeichnungen seit Jahrzehnten immer wieder diagnostizierten gesellschaftlichen Prinzip der Heteronormativität begegnen die Studienautorinnen im Schulsystem ihres Landes auf Schritt und Tritt. Eva Reimers (2007), zuständig für die Ausbildung an Pädagogischen Akademien, stellt fest, dass in Schweden sowohl Schulen wie auch LehrerInnenbildungs-Seminare als eine Art „homofreier Raum“ betrachtet werden. Andere Orientierungen als die heterosexuelle haben in der dortigen Vorstellungswelt keinen Platz. Homosexualität wird, sofern überhaupt thematisiert, als ein individuelles „Problem“ betrachtet, mehrheitlich aber nach außen projiziert und als „woanders“ verortet. Da gleichzeitig antihomosexuelle Ressentiments als „unschwedisch“ bzw. „politisch unkorrekt“ gelten, werden auch diese systematisch „den Anderen“ unterstellt: „im Ausland“, bei weniger Gebildeten und MigrantInnen



vermutet. Sehr treffend bezeichnet Reimers das von ihr durchleuchtete Schulsystem als „Hetero-Fabrik“.

Das alles ist somit neuerlich und aus einem für LBST-„Chancengleichheit“ als vorbildlich geltenden Land wie Schweden bestätigt. Eine vergleichbare österreichische Kritik an heterosexueller Normierung in der Schule erschien aber schon vor 13 Jahren in der Zeitschrift *erziehung heute* (Tanzberger 1994).

Wiener Zustände ...

Am 16. 10. 2007 besuchte ich die „Wiener Bildungsgespräche“ im Wiener Stadtschulrat. Zum Thema „Homosexualität – ein Thema für die Schule?“ diskutierten Max Friedrich, Univ.-Prof. für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Leiter der Beschwerdestelle der römisch-katholischen Kirche für Opfer sexueller Übergriffe, Ute Kienzl, Lehrerin und Supervisorin aus Wien, Elisabeth Buchholz, Germanistin an der Universität München, und Wolfgang Wilhelm von der Wiener Antidiskriminierungsstelle.

Meine Beobachtungen lauten wie folgt: Das Thema steht in Wien noch immer mit Fragezeichen versehen da! Von den vortragenden pädagogischen bzw. mit Kindern befassten Fachleuten war niemand als homosexuell deklariert: Das Homo-Sein war an den Vertreter der Antidiskriminierungsstelle delegiert.

Das Sprechen für ein Öffnen der Lehrpläne für sexuelle Thematiken war an den Gast aus dem deutschen Ausland delegiert: Frau Buchholz berichtete von hervorragender, in großer Zahl vorliegender Literatur, in der lesbisches und schwules Leben thematisiert wird, die zur Verwendung im Deutschunterricht empfohlen werden kann. Die beiden österreichischen Fachleute stießen die lesbischen und schwulen ZuhörerInnen mit ihren Statements weit gehend vor den Kopf: Der Kinderpsychiater lieferte über weite Strecken eine Themenverfehlung, indem er über sexuelle Übergriffe gegen Kinder und Jugendliche in der römisch-katholischen Kirche redete. Die Supervisorin verbreitete, sie würde nicht empfehlen, einen Schüler oder eine Schülerin, die mit der Frage kämen, ob sie eventuell homosexuell sein könnten, „zu einem lesbischen oder schwulen Leben zu ermutigen“. Fortschrittlichen Wortmeldungen

aus dem Publikum – mehrheitlich von lesbischen Frauen, die nebenbei bemerkt allesamt über berufliche Qualifikationen verfügten, um hervorragend statt anderer vorne sitzen zu können – standen einem vom Podium aus verbreiteten Tenor gegenüber, der an das gesellschaftliche Klima der frühen 60er Jahre erinnerte: dass „ES eben noch immer ein Tabu“ sei und der Weg zu einer Öffnung „schwierig“. Den Vogel schoss ein islamischer Religionslehrer ab, der sich erst zu Wort meldete, als die Veranstaltung offiziell beendet war. Das Mikrofon abgeschaltet. Keine Diskussion mehr. Alle im Aufstehen und Heimgehen begriffen: Er lieferte mit saarführender Stimme ein inoffizielles Schlusswort gegen das auch nur ansatzweise positive Thematisieren von Homosexualität in der Schule. Eine Freundin aus der Türkei – Lesbe, LBST-Aktivistin und Atheistin wie ich – tauschte mit mir vielsagende Blicke über die hier so sichtbar werdende „Achse des Religiösen“. Viele christliche VertreterInnen dieser Achse im Raum haben zur gleichen Zeit gewiss die eigene verknöcherte Antihomosexualität pauschal auf „den Islam“ projiziert und ihre eigenen Fortschrittsverhinderungs-Strategien durch den Widerstand dieses „Anderen“ legitimiert gesehen.

SchülerInnen ...

Wie es den Schülerinnen und Schülern im Coming Out, in der Phase ihres ersten Erkundens von Zärtlichkeit und Sex mit dem gleichen Geschlecht geht?

Die bislang einzige österreichische Studie, die zu diesen Fragen deutliche Anhaltspunkte liefert, wurde 2005 durchgeführt (Faistauer und Ploederl 2006) und beruht auf einer anonymen Online-Befragung von 468 Schwulen zwischen 18 und 45 Jahren. Sie gibt deutliche Hinweise auf das Unbehagen schwuler Schüler im österreichischen Schulsystem der letzten 30 Jahre. Die Befragten litten unter der Randständigkeit des Themas im Unterricht, unter Diskriminierungen durch MitschülerInnen und der Inkompetenz von Lehrkräften. Deren Neigung, bei entsprechenden Konflikten nicht zu intervenieren, wurde von den Studienteilnehmern ganz besonders als schreckliches Alleingelassenwerden empfunden.

Die von den Studienautoren geäußerte Vermutung, dass viele ihrer Ergebnisse auch auf lesbische SchülerInnen zuträfen, teilen wir nicht. Die Erforschung des Erlebens und Handelns lesbischer SchülerInnen steht weiter aus. Die uns (Hauberger und Pankratz 2008) vorliegenden Erfahrungsberichte lesbischer Mitarbeiterinnen aus österreichischen LBST-Schul-Projekten legen nahe, dass besonderes Augenmerk auf die Repräsentation von lesbischen Existenzweisen zu legen ist. Dies bekräftigt die Berliner Untersuchung von Karin Schupp (1996), die zeigt, dass sich eine Mehrheit der SchülerInnen eine Behandlung des Themas „Homosexualität“ wünscht, aber 90 Prozent der Jugendlichen dabei ausschließlich an Schwule denken und ihnen weibliche Homosexualität schier unvorstellbar erscheint.

... und wir

Homosexuellenorganisationen in fast jeder österreichischen Landeshauptstadt bieten an, Lesben und Schwule zu Informations- und Diskussionsstunden in Schulen zu entsenden. Diese Projekte sind zunehmend nachgefragt: basierend auf Einzelinitiative engagierter LehrerInnen und bestimmter Schulen. Wie wir feststellten (Hauberger und Pankratz 2008), sind Vernetzung, Finanzierung und Aufnahme in den öffentlichen Bildungsdiskurs für diese Projekte und ihre Inhalte Desiderate.

Literatur:

- Breitsprecher, Claudia (2007): *Bringen Sie doch Ihre Freundin mit! – Gespräche mit lesbischen Lehrerinnen*. Krug & Schadenberg: Berlin
- Faistauer, Gregor und Ploederl, Martin (2006): *OUT in der Schule – Schwule Männer über ihre Schulzeit*. HOSI Salzburg, www.hosi.or.at
- Hauberger, Doris und Pankratz, Helga (2008): *Die Saat der Diversität – Verschiedene Ansätze, lesbisch-schwule bzw. transgender-Themen in österreichischen Schulen zur Sprache zu bringen*. In: van Dijke, Lutz, van Driel Barry (Hg.): *Sexuelle Vielfalt lernen. Keine Akzeptanz für Homophobie*. Querverlag: Berlin
- Martinsson, Lena / Reimers, Eva / Reingardé, Jolanta / Lundgren, Anna Sofia (2007): *Norms At Work. Challenging Homophobia And Heteronormativity*. RFSL: Stockholm
- Reimers, Eva (2007): *Always Somewhere Else – Heteronormativity in Swedish Teacher Training*. In: Martinsson, Lena et al.: *Norms At Work. Challenging Homophobia And Heteronormativity*. RSFL: Stockholm 2007: 54-68
- Sagl, Nikita (Matthias) (2004): *Homosexualität und Schule*. Diplomarbeit an der Pädagogischen Akademie des Bundes, Wien. www.agpro.at
- Schupp, Karin (1996): *Wären Sie lieber ein normaler Mensch?* Studie herausgegeben vom Jugendnetzwerk Lambda Berlin
- Tanzberger, Renate (1994): *Gewalt in der Schule durch die Norm „Heterosexualität“*. In: *erziehung heute*, Innsbruck: 22-25

Minorisierte Kinder und Jugendliche und Literatur – ein spannendes Thema, dachte ich mir, besonders in Bezug auf transinterqueere Bücher. Auch wenn vielleicht vielen Kindern und Jugendlichen mittlerweile auch andere Medien wie z. B. das Internet zur Verfügung stehen.

Sicherlich / gibt es mich: / ICH BIN ICH! *

Eine persönliche Empfehlung von transinterqueeren Kinder- & Jugendbüchern. Für kleine und große Personen

Persson Perry Baumgartinger

Auch wenn transinterqueer immer mehr (und leider allzu oft nur als Alibi-TIQ im Namen von meist schwulen und lesbischen Organisationen) öffentlicher wird, gibt es noch immer wenig Informationen, Wissen und Offenheit zu transinterqueer im Allgemeinen und transinterqueer in Kindheit und Jugend im Besonderen. Ganz zu schweigen von Institutionen wie Kindergarten, Kinderhort, Schulen oder Freizeiteinrichtungen für Kinder und Jugendliche. Dabei gibt es mittlerweile einige interessante transinterqueere Kinder- & Jugendbücher. Empfehlen möchte ich sie v. a. all jenen Personen, die mit Kindern und Jugendlichen auf die eine oder andere Art zusammen sind, mit ihnen arbeiten, wohnen, spielen etc. Denn transinterqueere Kinder und Jugendliche sind noch immer sehr unsichtbar und haben es nicht immer leicht, überhaupt daraufzukommen, gegen welche heteronormativen Grenzen sie da eigentlich (ver-)stoßen, weswegen sie nicht so angenommen und behandelt werden, wie es ihnen zustehen würde.

Vielfalt und Uneindeutigkeit

Mein Lieblingskinderbuch ist *Das kleine Ich-bin-Ich*, das in Reimform und mit vielen bunten Bildern die Geschichte von einem Wesen erzählt, das sich auf die Suche nach einer Definition für sich selbst macht, indem es sich mit verschiedenen Tieren vergleicht, die es jedoch immer wieder zurückweist als „etwas anderes“, bis es am Schluss ganz einfach stolz sich selber ist, ein kleines Ich-bin-Ich eben. *Das kleine Ich-bin-Ich* ist ein Empowerment-Buch für Kinder, die, aus welchen Gründen auch immer, nicht ganz der Heteronorm entsprechen (wollen). Mira Lobe ist es in dem Buch gelungen, vielfältig unterschiedliche Unterdrückungsmechanismen anzusprechen, ohne eine (Fremd-)Kategorisierung wie z. B. *behindert* oder *intersex* dezidiert benennen zu müssen.

Auch Harry Potter hat es mir immer wieder angetan. Nicht, weil der einflussreichste und positiv machtvollste Mann in den Romanen, nämlich Dumbledore, vor kurzem von der Autorin Joanne K. Rowling als schwul geoutet wurde. Und auch nicht nur, weil in Harry Potter immer wieder Widerstand gegen rassistische und multiphobe Herrschafts- und

Gewaltssysteme geleistet wird. Sondern auch, weil in den Harry-Potter-Büchern¹ immer wieder Wesen vorkommen, die Mensch und Tier in einer Figur sind (z. B. Zentauren) oder beides abwechselnd (z. B. Werwölfe), solche, die ihre körperliche Gestalt seit Geburt ohne weitere Hilfsmittel immer wieder verändern können (Metamorphmagi) oder weil beispielsweise mit dem Vielsaft-Trank für eine Stunde die Gestalt einer anderen Person eingenommen werden kann. Es gibt auch so genannte Animagi, das sind Zauberer/Hexen, die sich immer wieder in ein bestimmtes Tier verwandeln können. Und so weiter und so fort. Auch wenn die sich verwandelnden Figuren vielleicht nicht eindeutig als trans oder inter oder queer gelesen werden können und das Geschlecht Mann/Frau auch in den Verwandlungen doch meist bei Mann/Frau belassen wird, so lässt Rowling in ihren weltweit bekannten Harry-Potter-Romanen doch manchmal Menschen und andere Wesen uneindeutige, fluide Identitäten leben, die sich verwandeln. Und manche tun das qua Geburt ihr Leben lang. Einfach so, ohne Bewertung.

TransOuting ...

Bücher über transqueeres Outing spielen meist in der Jugend, auch wenn viele TransPersonen bereits in ihrer Kindheit dagegen ankämpfen, dass sie nicht der Bub oder das Mädchen sind, das ihnen Eltern, Kindergarten, Schule etc. qua biologisch-medizinischer Ideologien aufzwingen. Dabei wären transinterqueere Kinderbücher besonders wichtig, weil spätestens ab dem Kindergartenalter sehr vehement die Zweigeschlechterordnung Frau/Mann „gelernt“, d. h. aufgedrückt wird – das Spektrum reicht dabei von verbalen Korrekturen („Nein, das ist nichts für Buben!“) bis hin zu grausamsten körperlichen Zuschneidungen (besonders bei InterKindern). So hält die alltägliche Heteronorm-Polizei die Zweigeschlechternorm und viele andere Heteronormen aufrecht und somit das System intakt.²

Die Hauptfiguren in den Outing-Büchern sind TransJugendliche in der Pubertät. Es geht meist darum, als „was“ sie „vorher“ definiert wurden, wie sie zu ihrem Outing kommen, wie die Umwelt reagiert und wie es

ihnen selber damit geht, wobei oft praktische Tipps und Tricks für TransJugendliche in die Geschichten eingewoben sind. Das macht die Bücher besonders empfehlenswert, und das nicht nur für TransInterQueers, um zu erleben, dass es auch noch was anderes als männlich und weiblich gibt, dass der Körper kein Fixum ist und auch keineswegs sein muss. Und dass es TransInterQueers gibt, die eigentlich genauso „normal“ sind wie „alle anderen“ auch, und eher die Umgebung, die Gesellschaft es ist, die ihre Probleme damit hat.

Die Tipps und Tricks für TransJugendliche finde ich in dem Buch *Body. Ein Leben im falschen Körper* von Christine Fehér besonders gut gelöst. Das Buch erzählt von Ulli, einem TransJungen, der in einer alternativen Familie in Deutschland lebt und – verhältnismäßig untypisch für die meisten TransPersonen – von seiner Umwelt immer wieder stark unterstützt wird. Fehér bindet alltägliche Tipps ein, etwa wie TransJungs trotz bereits entwickelter Brust schwimmen gehen können. *Jenny mit O* erzählt von dem TransJungen Jonny, der von Groß Klein bei Rostock nach Berlin abhaut. Jonny lebt auf der Straße, in einem Frauenwohnprojekt und in einer betreuten Wohngruppe, wird von den einen abgestoßen und von den anderen angenommen, verliebt sich und schlägt sich mal mehr, mal weniger gut durch. Dieses Trans-Outing-Buch von Karen-Susan Fessl wird von einigen als realistischer angesehen als *Body*, weil Jonny mit mehr Vorurteilen zu kämpfen hat, größere Widerstände v. a. von Seiten der Familie erlebt und sich mehr durchschlagen muss. Ich persönlich finde auch positive Bücher wie *Body* wichtig.

... aus Sicht der Schwester

Der Roman *Luna* von Julie Ann Peters ist eines der wenigen TransBücher, bei denen nicht die TransPerson selber, sondern die Schwester einer TransPerson, Regan, die Hauptfigur des Romans ist. Aus der Sicht von

Regan werden einerseits die Erfahrungen ihrer 17-jährigen TransSchwester Luna rund um ihr Outing erzählt und andererseits aber v. a. Regans Erfahrungen geschildert, wie sie als Schwester einer TransPerson von Trans berührt ist, was das mit ihr macht und wie sie mit ihrer TransSchwester, den Reaktionen der Umwelt und sich selbst umgeht und klar kommt. Und wie sie sich abgrenzen lernt. Ich finde das Buch genauso schwierig wie interessant, genauso heftig wie fein und, was sehr wichtig ist, endlich auch ein Buch aus der Sicht der Schwester einer TransPerson. Denn dazu, was TransSein und TransFormationen für Familie und enge Freund_innen bedeutet, was für Auseinandersetzungen dadurch gefordert sind, dazu gibt es leider noch viel weniger als zu TransInterQueer.

„Und dann dieses blöde Sie und Er“³

Die oben genannten Bücher finden sich sprachlich ziemlich gut in der Zweigeschlechternorm zurecht. Lilly Axster jedoch setzt sich in ihrem Theaterstück *eS-E-iX: Kinderfragen, Klebebilder* mit Geschlechterkonstruktionen auseinander, stößt an herkömmliche Grenzen und führt neue, kreative Sprachformen ein. Denn: „Du musst jede blöde Nebenfigur, egal, ob deine Hauptfigur ins Geschäft geht und sich eine Semmel kauft, du musst ‚die Verkäuferin‘ oder ‚den Verkäufer‘ vergeschlechtlichen.“

In dem Theaterstück *eS-E-iX* geht es um Nin, ein Kind, das weder eindeutig Nina noch Nino ist. Massud Rahnama spielte sich in den Aufführungen Anfang 2007 in Wien als Nin durch unterschiedliche sozio-geschlechtliche Zuschreibungen, probierte verschiedene Varianten aus und ging damit am Schluss sogar in die Öffentlichkeit (in die Schule). Wenn Geschlecht uneindeutig gezeigt werden will, „ist das ein einziges Ringen mit den ganzen Klischees“, so Lilly Axster. Auch wenn die Hauptthematik des Stücks Geschlechter(de-)konstruktionen und Sexualität sind, so werden in den Auffüh-

rungen doch implizit und explizit mehrere Zuschreibungsebenen wie etwa Schwarzsein/Weißsein oder Alter etc. thematisiert. Denn: wenn, „dann brechen wir es gleich in alle Richtungen“. Ein gelungenes und empfehlenswertes Stück für Jung und Alt.

Für TransInterQueers gibt es noch immer viel Behandlungsbedarf, besonders in Bezug auf Kinder und Jugendliche, und gerade deswegen ist es wichtig, kleinen und insbesondere großen Personen transinterqueere Kinder- & Jugendliteratur zu empfehlen. Um Öffentlichkeit zu schaffen, um Wissen weiterzugeben und um transinterqueeren Kindern und Jugendlichen Raum zu geben. Denn: TransInterQueer geht alle an!

Fußnoten

* Lobe 1972: 29.

¹ Siehe z. B. Joanne K. Rowling (2003).

² Zur Heteronorm-Polizei zähle ich alle Personen oder Dinge, die bewusst und/oder unbewusst das heteronormative System exekutieren. Das passiert auf vielen verschiedenen Ebenen und kann von sprachlichen („Das ist aber das Männerklo!“) bis hin zu körperlichen Übergriffen reichen. Siehe auch Baumgartinger (i.E.).

³ Dieses und die nun folgenden Zitate sind aus einem Interview mit Lilly Axster, geführt von Persson Perry Baumgartinger am 12. 11. 2007 in Wien.

Literatur:

Axster, Lilly (2007): *eS-E-iX: Kinderfragen, Klebebilder*. Unveröffentlichte Spielvorlage: Wien.
Baumgartinger, Persson Perry (im Erscheinen): *Street harassment: Sprache Raumnahme und Macht*. In: Kollektiv Frauenreferat (Hg.): *Street harassment. Machtprozesse und Raumproduktionen*. Mandelbaum Verlag: Wien

Empfehlungen:

Fehér, Christine (2003): *Body. Leben im falschen Körper*. Sauerländer-Verlag: Oberentfelden
Fessl, Karen-Susan (2005): *Jenny mit O*. Querverlag: Berlin
Lobe, Mira (1972): *Das kleine Ich-bin-Ich*. Verlag Jungbrunnen: Wien
Peters, Julie Ann (2006): *Luna*. dtv: München.
Rowling, Joanne K. (2003): *Harry Potter und der Orden des Phönix*. Carlsen Verlag: Hamburg.



Zwei Jahre lang hatte sich das Tiroler EQUAL-Projekt „Join In“ der (Re-)Integration jugendlicher MigrantInnen in den Arbeitsmarkt gewidmet. Im Juni 2007 war die Laufzeit beendet – eine kurze Zeit, in der vieles angeregt und angestoßen werden konnte, aber vor allem Wege zur Verankerung erfolgreicher Maßnahmen gefunden werden mussten.

„jung – zuagroast – arbeitslos

Ein Tagungsbericht

Anita Konrad

Unter dem Motto „jung – zuagroast – arbeitslos“ fand am 8. November 2007 in Innsbruck eine Tagung statt, die mit mehr als 80 TeilnehmerInnen die Erwartungen der OrganisatorInnen weit übertraf. Begleitet wurde die Tagung von der Kampagne (un)möglich?!, die bereits im Rahmen des Projekts Join In mit 4 x 7 Meter großen Plakaten die Öffentlichkeit für das Thema sensibilisiert hatte und im kommenden Jahr auch am Linzer Hauptbahnhof zu sehen sein wird.

Die Veranstaltung war eine Weiterführung der Informations- und Sensibilisierungsarbeit, die mit Join In begonnen wurde. Darüber hinaus war sie der Auftakt für ein regionales ExpertInnennetzwerk, das im Rahmen des INTI-Projekts future – a dialogue platform to promote integration of migrant juveniles einen Austausch mit ExpertInnen und NGOs in Frankreich, Italien, Deutschland und Spanien ermöglichte. In fünf Dialogplattformen werden bis Februar 2008 rechtliche und politische Aspekte, sozioökonomische und kulturelle Integration sowie die Haltungen der Aufnahmegesellschaften analysiert und verglichen.

Tiroler Verhältnisse

Karin Klocker, stellvertretende Landesgeschäftsführerin des AMS Tirol, begann ihre Begrüßung mit dem klassischen „Wir haben Arbeitskräfte gerufen ...“, doch im Weiteren warf sie zwei interessante Bemerkungen ein. Man müsse bedenken, dass es sich auch bei den ÖsterreicherInnen inzwischen um die 2. und 3. Generation handelt, die sich mit dem Thema beschäftigt, und dass die Versäumnisse der Vergangenheit eine Herausforderung seien. Bemerkenswert ist dies insofern, weil es nach wie vor alles andere als selbstverständlich ist, die mehr als

30-jährige Migrationsgeschichte Tirols und der Versäumnisse in diesem Zusammenhang coram publico anzuerkennen.

Auch Elisabeth Zanon, Landeshauptmannstellvertreterin und für Integration zuständiges Regierungsmitglied, betonte, es sei nie zu spät, Problembewusstsein zu entwickeln und aktiv etwas dagegen zu tun. Und: Lieber als ein friedliches Nebeneinander sei ihr ein kontroversielles Miteinander.

Kontroversiell verläuft die Sache mit der Integration allerdings. Während an die 300 Personen am Tiroler Integrationskonzept mitgearbeitet und einen Maßnahmenkatalog erstellt haben, wurden bisher erst wenige Projekte umgesetzt, was nicht zuletzt an der Mittelausstattung liegt. Das Integrationsbudget des Landes Tirol beträgt rund € 400.000 und wurde seit Jahren nicht erhöht. Die Budgetverhandlungen der Stadt Innsbruck stecken in einer Sackgasse, weil die geplante Erhöhung des Integrationsbudgets um € 145.000 perfiderweise zugunsten einer Erhöhung der Mittel für Jugendzentren zurückgenommen wurde. So würde sich der Integrationsstopf der Landeshauptstadt wieder mit 35.000 bis 40.000 Euro begnügen müssen.

Gläserne Decke für alle Generationen

Sozialwissenschaftlerin Barbara Herzog-Punzenberger hielt dann auch kritische Worte für die anwesenden PolitikerInnen [sic!] bereit. Sie präsentierte Zwischenergebnisse aus dem Projekt TIES „The Integration of the Second Generation in Europe“, einem mehrjährigen international vergleichenden Forschungsprojekt, an dem Österreich, Frankreich, Belgien, Deutschland, die Schweiz, Schweden und die Niederlande teilnehmen.

Die Überraschung zuerst: 14 und 15 Prozent der Bevölkerung Österreichs sind im Ausland geboren, ein höherer Anteil als in den USA. Weniger überraschend ist hingegen, dass AusländerInnen eine zwei- bis dreifach höhere Arbeitslosigkeit aufweisen als die Mehrheitsbevölkerung. Personen mit Geburtsort Österreich und Eingebürgerte rangieren hinsichtlich der Bildungsabschlüsse und der Position auf dem Arbeitsmarkt zwar besser, in puncto Arbeitslosigkeit macht es jedoch keinen Unterschied, ob man AusländerIn, in Österreich geboren oder eingebürgert ist. Die zweite Generation ist

gut und besser ausgebildet, stößt jedoch auf die hinlänglich bekannte gläserne Decke. Die Armutsgefährdung ist deutlich höher, es ist besonders schwer, einen Lehrplatz zu finden, auch die Übernahme in ein Arbeitsverhältnis nach der Lehre ist geringer.

Die komplexe Situation der Jugendlichen kommt in den Studien meist nicht vor, in Österreich gibt es ein gravierendes Datenproblem. Besonders die Daten aus dem Schulbereich erlauben kaum verlässliche Aussagen, die teils offen rassistischen Einstellungen von manchen LehrerInnen, die Herzog-Punzenberger im Laufe der Untersuchung erleben musste, hingegen sehr wohl. Im Bereich Schule und Ausbildung sieht sie höchsten Handlungsbedarf.

Generell ist eine soziale Aufwärtsmobilität zu erkennen, jedoch nur gering im Vergleich zu Deutschland und der Schweiz. Herzog-Punzenberger nennt dafür drei Faktoren: Eine fehlende soziale Mittelschicht, die eine Orientierungsstruktur, soziales Kapital und ein Signal für die Möglichkeit von Erfolg geben kann; Großbetriebe bieten im Gegensatz zu Klein- und Mittelbetrieben innerbetriebliche Mobilität und Partizipation; und das passive Wahlrecht innerhalb von Parteien und Gewerkschaften, das in Deutschland seit Mitte der 70er Jahre gilt – in Österreich für Betriebsrats- und Arbeiterkammerwahlen erst seit 2006.

Genau hier ortet Herzog-Punzenberger schwerwiegende Versäumnisse. Die kurzfristige Orientierung der PolitikerInnen an inländischer Wählerschaft und die langfristigen Folgen des verhinderten Aufstiegs ziehen sich über Generationen.

„Die Theorie hätt' ma nicht gebraucht ...“

Während sich der Vormittag aktuellen Studienergebnissen und dem überregionalen Vergleich widmete, lag der Schwerpunkt der

anschließenden Workshops auf der Situation junger Frauen mit Migrationshintergrund. Verena Ruetz leitete einen Workshop über Gewalt gegen Migrantinnen, strukturelle Beschränkungen und Wege aus der Gewalt. „Sexualpädagogik und -beratung mit Migrantinnen der zweiten Generation“ war das Thema von Sabine Ziegelwange. Die beiden Workshops zu Geschlechterrollen und Identitätskonflikten in der Migration (Georgia Sever) und Interkultureller Mädchenarbeit (Aygül Aslan, Filiz Çalayır) erwiesen sich als „Publikumsrenner“.

„Die Theorie hätt' ma nicht gebraucht, lieber gleich in die Workshops!“, so eine Teilnehmerin. Diese Haltung ist insofern erfreulich, als sie ausdrückt, dass man sich nicht vor der direkten Auseinandersetzung scheut. Sie zeigt aber auch, dass wissenschaftliche Analysen es schwer haben. Die unterschiedlichen Perspektiven und Strategien, die WissenschaftlerInnen, PolitikerInnen, VertreterInnen von Jugendzentren und AMS einnahmen, waren im Laufe der Tagung interessant zu beobachten. Die Wissenschaft zögert, komplexe Sachverhalte auf einfache Formeln herunterzubrechen, während die Politik mitunter sehr schnell Erklärungen zur Hand hat. Eine Mischung aus Erfahrungswissen und Intuition war über viele Jahre die einzige Handhabe von Jugendzentren und SozialarbeiterInnen. Hier läge noch viel Wissen brach, vice versa fehlt jedoch oft die Bereitschaft für neue Ansätze. Gerade AMS-MitarbeiterInnen haben eine Verteidigungshaltung eingenommen, die schwer zu überwinden war. Seit dem Projekt Join In ist eine Öffnung zu bemerken. Eine durch das Projekt angeregte interne Datenanalyse des AMS Tirol hat gezeigt, welche gravierenden neuen Perspektiven sich ergeben, wird der Faktor „Migrationshintergrund“ erhoben.

„Unsere“ Jugend?

Als vor drei Jahren an die zehn Tiroler NGOs und zukünftige Partner von Join In gemeinsam das Projekt entwickelten, löste die Formulierung „Jugendliche mit Migrationshintergrund“ noch Diskussionen aus. Das würde doch niemand verstehen, geschweige von den Medien übernommen werden! Heute kommt es der Moderatorin von der ORF-Sendung *Tirol heute* fehlerfrei von den Lippen, PolitikerInnen (fast) aller Provenienz sprechen statt von „Migranten“ oder „Ausländerkindern“ von „Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund“, ja sogar kurz und bündig von „unseren“ Jugendlichen.

Man möchte meinen, die Kluft zwischen Politik und AMS auf der einen, MigrationsforscherInnen und migrantischen Interessensvertretungen auf der anderen Seite ist im Schwinden begriffen. Die Probleme von Kindern und Jugendlichen stoßen auf eine Bereitschaft zur Auseinandersetzung und eine konstruktive Grundhaltung. Die engagierte und positive Atmosphäre der Tagung weckte Hoffnung, aber auch Widerspruch. Was, wenn es doch einmal zu spät ist?

Die Tagungsdokumentation ist in Kürze erhältlich unter www.zemit.at
ZeMiT – Zentrum für MigrantInnen in Tirol, Blasius-Hueber-Str. 6, 6020 Innsbruck.

Internet-Links:

Future – a dialogue platform:
<http://futureplatform.eu>
TIES „The Integration of the Second Generation in Europe“:
www.tiesproject.eu
Join In – (Re-)Integration von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in den Arbeitsmarkt:
www.join-in.at
Kampagne (un)möglich?:
www.un-moeglich.info

Anita Konrad ist Mitarbeiterin des „Zentrums für MigrantInnen in Tirol“ (ZeMiT) und von „Klangspuren Schwaz“ (Festival für Neue Musik).



Die STIMME braucht Abonentinnen und Abonenten!

Die Zeiten werden kälter für Zeitschriften wie die STIMME von und für Minderheiten. Subventionen werden Jahr für Jahr gekürzt, dafür steigen die Ausgaben. Die STIMME braucht Ihre finanzielle Unterstützung. Ein Jahresabo kostet **20 Euro**.

Entweder ein eMail an: abo@initiative.minderheiten.at

oder die Überweisung auf unser Konto:
Initiative Minderheiten, BAWAG (BLZ: 14000); Kontonummer: **01210600910**

wäre ein wichtiger Beitrag. Danke!

Zum „Fall“ Arigona Zogaj. Eine Geschichte

Erwin Riess



Der Dozent hatte seinen Freund zu einer Ausfahrt in den elften Bezirk, nach Simmering, eingeladen. Er werde Groll dort ein Beispiel für selbstverliebte Architektur im Verein mit einer gescheiterten städtebaulichen Konzeption präsentieren. Nachdem sie einige Zeit vor den Schießschartenfenstern des ehemaligen Gasometers gestanden waren, brach der Dozent in laute Schmährufe aus. Groll hingegen fiel in eine tiefe Depression. Rettung konnte nur ein starker Espresso bringen. So waren die beiden ins Einkaufszentrum am Fuß des Industriedenkmal vorgedrungen. Die Suche nach einem trinkbaren Espresso verlief erfolglos. Zwei Ayran-Getränke aus dem Tetrapack stellten zumindest die Flüssigkeitszufuhr sicher. Er höre in den Gängen und Vorplätzen der Wettbüros, Handy-Shops und Zwei-Euro-Läden viele verschiedene Sprachen, stellte der Dozent sachlich fest. Er habe eben ein paar Brocken Aserbajdschanisch, ein glagolitisches Gebet und einen moldawischen Fluch aufgeschnappt. In diesem Teil Simmerings trete die deutsche Sprache nicht einmal mehr als lingua franca in Erscheinung, führte der Dozent weiter aus und forderte Groll auf, dem vielstimmigen Sprachengewirr zuzuhören, er werde auf diese Weise eine klangliche Vorstellung davon bekommen, wie die Haupt- und Residenzstadt vor hundert Jahren geklungen habe. Groll folgte dem Rat seines Freundes und zeigte sich beeindruckt. Wie so oft, wenn der Dozent seine Hietzinger Schwermut abstreift und in eine weltweite Stimmung wechselte, setzte sein Geist zu Höhenflügen an – er wurde politisch oder esoterisch. Am Fuße der Gasometer, zwischen *running sushi* und sitzenden *Augustin*-Verkäufern samt Hund gab er sich beiden Schwächen hin und dozierte über den Fall Arigona Zogaj.

Nachdem vom Bundespräsidenten über den Bundeskanzler bis hin zum Sozialminister und dem oberösterreichischen Landeshauptmann Solidarität mit dem geflüchteten Mädchen bekundet worden sei, könne die Wiedervereinigung der Familie auf heimischem Granit wohl nur eine Frage von Stunden sein. Das war der politische Part. Der esoterische äußerte sich darin, dass der Dozent der Überzeugung Ausdruck gab, es werde nunmehr auch zu einer Sanierung der schikanösen Fremdengesetze kommen.

Groll lud den Dozenten ein, auf einer verschlissenen Bank Platz zu nehmen. Nachdem

sein Freund sich gesetzt hatte, schaute Groll ihm ernst und lange in die Augen, wie ein Personalchef, der einen Mitarbeiter zu sich zitiert hat, um eine unangenehme Nachricht zu verkünden.

„Verehrter Dozent“, sagte Groll leise, aber mit Nachdruck. „Ich bin mir sicher, dass der Fall Arigona Zogaj nicht nur keinerlei Folgen für das Fremdenrecht haben wird; ich habe Grund zur Annahme, dass er allen Beteuerungen der offiziellen Politik zum Trotz eine neue Runde von Schikanen und Behördenwillkür einläutet.“

Wie Groll zu dieser abwegigen Ansicht komme?

„Anhand der Sprache der Schönredner und Philister“, erwiderte Groll. „Da ist die Rede von Aufenthaltstiteln und Instanzenzügen, von illegalen Asylwerbern und aufhältig Seienden. Menschen können niemals illegal sein, höchstens können sie sich rechtlich im Zustand der Illegalität befinden. Ein ‚illegaler Mensch‘ ist bereits verbal liquidiert; wem das Menschsein in Worten abgesprochen wird, dessen *Leben* ist keinen Pfifferling mehr wert, das weiß man nicht erst seit der Strangulierung Marcus Omofumas durch dienstfertige Beamte. Wer ‚aufhältig ist‘, wohnt nicht unter uns. Er ist nicht eigentlich da, sondern hat sich auf *hinterhältige* Weise seinen Aufenthalt erschlichen. *Aufhältig* eben. Wenn ein Sozialpolitiker einem ‚humanen Vollzug‘ das Wort redet, klingt das, als würde ein Scharfrichter mit diesen Worten die Axt schleifen. Es gibt eine humanistische Haltung im Umgang mit Gestrandeten und Flüchtlingen, egal welcher Provenienz, ob Flüchtling nach der Genfer Konvention oder aus Verzweiflung über katastrophale Verhältnisse im Heimatland. Aber es gibt keinen humanistischen Vollzug. Eine Amtshandlung wird vollzogen, in erstarren Ehen wird der Geschlechtsverkehr vollzogen, aber eine menschliche Hinwendung wird niemals vollzogen, sie geschieht, weil Menschen das wollen. Auch eine Hinrichtung wird vollzogen. Ebenso wie Abschiebungen vollzogen werden. Schon gar nicht aber gibt es einen humanistischen Vollzug eines inhumanen Gesetzes. So viel zu Ihren frommen Wünschen, verehrter Dozent. Es gibt aber noch etwas, worüber wir sprechen sollten – auch deswegen, weil niemand sonst das tut.“

„Ich höre“, sagte der Dozent und beugte sich vor.

Auch Groll beugte sich vor. „Wie lange ist es her, dass Kanzler Schüssel als Dompteur Jörg Haiders bezeichnet wurde? Er habe den Amokläufer gezähmt, hieß es, habe der Giftspritze die Zähne gezogen, hätte

Thema-Fotos: Shutterstock

ihn mürbe gemacht. Wo ist Wolfgang Schüssel jetzt? Und wo ist Jörg Haider? Der ORF holt ihn zu Diskussionssendungen über das Asylrecht. Befehl von oben? Oder Ausdruck von etwas anderem? Vielleicht von einer tektonischen Verschiebung in der österreichischen Gesellschaft, die dazu führt, dass honorige Verfassungsjuristen unisono von der Unhaltbarkeit der Fremdengesetze sprechen und durchblicken lassen, dass der Boden, auf dem Österreich über Asyl, Zuwanderung und gesellschaftliche Teilhabe diskutiert, ein rechtsextremes ist. Was vor 20 Jahren als lächerliches Geschichtsderivat außerhalb des zivilisatorischen Bands vor sich hin krebste, nämlich kultureller Rassismus, Antisemitismus und ein hemmungsloser Sozialdarwinismus im Verein mit unüberbietbar plumper Demagogie, bestimmt in Österreich seit geraumer Zeit die gesellschaftliche Debatte. So wird erklärlich, dass Politiker der Mitte zu Begriffen wie ‚Überfremdung‘ und ‚artfremd‘ Zuflucht nehmen. Eben das zeichnet ideologische Hegemonie aus, dass sie selbstverständlich wird, quasi naturwüchsig erscheint, hinter dem Rücken der

Menschen ihr Denken und Fühlen vergiftet. Nur so ist das Zustandekommen inhumaner Gesetze zu erklären, die ihrem einzigen Ziel und Zweck auch entsprechend inhuman angewendet werden! In Wirklichkeit künden all die widerlichen ‚Einzelfälle‘ der letzten Jahre von der Existenz eines stabilen Systems rechtsextremer Anschauungen und Haltungen in gesellschaftlichen Grundfragen. Dass die zivilisatorischen Antipoden gegenwärtig von der Mitte der Gesellschaft aus agieren können, umschmeichelt von umsatzgeilen Medien und weit gehend unwidersprochen von einer ängstlich-opportunistischen Sozialdemokratie und schläfrigen Grünen, macht ihren Erfolg nachhaltig. Und der Innenminister mit den harten Konsonanten ist nur ein sinnfälliger Exponent einer windelweichen Politik der Mitte gegenüber dem rechten Rand. Das ist der Erfolg des schlauen Ex-Kanzlers. So schaut die Zähmung des frechen Lümmels bei Lichte besehen aus. Seinesgleichen sitzt an unseren Tischen und dreht mit jeder Schamlosigkeit das Rad der Widerwärtigkeit ein Stückchen weiter, sodass was einst – zu Recht! – als Tabubruch

galt, heutzutage als selbstverständlich erscheint. Nein, verehrter Dozent, ich teile Ihren Optimismus nicht. Ein Staat, der nicht in der Lage ist, in einer überschaubaren Zeit Asylanträge zu bearbeiten, gibt damit nicht zu verstehen, dass er das nicht kann, sondern dass er das nicht will. Sein Ziel ist es, Menschen über Jahre in Unsicherheit zu halten, zu Bittstellern und Objekten der Behörde zu degradieren und unerträglichem Existenzdruck auszusetzen. Dabei, werter Freund, sind nicht die Asyl- und Aufenthaltswerber die eigentlichen Adressaten dieser Politik. Ziel der öffentlichen Nullifizierung einer Minderheit ist die Einschüchterung der Mehrheit. Deshalb, geschätzter Freund, glaube ich nicht, dass der Fall Arigona Zogaj etwas ändern wird. Er ist nur ein weiteres Glied auf einer Kette der Schande.“

Der Dozent holte tief Atem, als wolle er zu einer Gegenrede ansetzen. Eine Lautsprecherstimme kam ihm zuvor. Der achtjährige Antun sei wieder aufgetaucht, seine Mutter solle sich bei der Information einfinden, sodass die Übergabe des Kindes vollzogen werden könne.

Falter
Stadtzeitung Wien | Steiermark.

Wir holen dich da raus.

www.falter.at

Artwork: Andrea-Maria Dietl

an Islam, unseren Reiseleiter in Ägypten

Lieber Islam,

Du hast uns in beeindruckender Weise mit Deinem Wissen und gutem Deutsch in die Hochkultur der Pharaonen, auch in die Situation des heutigen Ägyptens, die Problematik hoher Arbeitslosigkeit und des Analphabetismus, eingeführt.

Deine Haltung zu Juden- und Christentum, ist beispielhaft respektvoll, noch dazu mit Deinem Vornamen Islam, da Du Dich gar nicht modernistisch, touristen-anpasslerisch, sondern als eher konservativ – im positiven Sinne, wie ich es empfand – bekennt und erweist. Bei uns in Europa würde Dein Name in gewissen Kreisen möglicherweise unangenehme Reaktionen verursachen. Schuld daran ist meiner Meinung nach in hohem Maß die Berichterstattung der Medien, die die bequeme Neigung zur Verallgemeinerung und Vorurteilhaftigkeit der Masse eifertig und damit verantwortungslos bedienen, indem Formulierungen wie „die radikal islamischen“ – dann kommt der Name irgendeiner Terrororganisation – oder „islamistisch“ in einem Atemzug mit „terroristisch“ ge-, nein: missbraucht werden. So wird das Wort *Islam* bei vielen zum negativ besetzten Begriff, der Angst macht. Eine neue Art von Kreuzzugmentalität wird so verbreitet. Das ist üble Verleumdung, ein grober Verstoß gegen Menschenrechte und sollte in höchster Instanz, nein, nicht Gott, aber bei der UNO eingeklagt werden. Du kennst ja meine Beziehung zum Islam, die darauf zurückgeht, dass ich schon als Kind mit ökumenischem Denken in Berührung kam, später meine acht Jahre in der Türkei, wo ich einem brüderlichen Islam und nie einem Eiferer, Fanatiker begegnete. Einer meiner Schüler sagte sogar einmal in privater Runde, das Christentum habe seine Reformation gehabt, der Islam noch nicht, er mache sie sich selbst. Wir österreichische Lehrer wurden nämlich bei Konferenzen zu Jahresbeginn stets darauf hingewiesen, heikle religiöse, historische, nationale Fragen im Unterricht zu meiden.

In den Auseinandersetzungen, ja Kämpfen zwischen Sunniten und Schiiten im Irak, die ein wenig an Nordirland erinnern und da wie dort nichts mit Religion zu tun haben,

nur mit Machtstreben, wünschte ich mir ökumenische Aufrufe zu Frieden und Versöhnung von hoher islamischer Instanz; ich glaube, eine der wichtigsten befindet sich bei Euch in Kairo.

Bei uns wird der peinliche Minarett-Streit politisch prolongiert, Ausländerfeindlichkeit, Antiislamismus bringen ja Wähler-Stimmen. Die Braunen bis Blauen wollen ein striktes Minarettverbot in Österreich. Der Gebetsturm in Telfs war kürzlich durch ein Hakenkreuz verunziert, entweiht, wohl ähnlicher Provenienz! *RAssimilation* könnte man Tendenzen dieser Art vielleicht nennen!

Viele meiner Islam-Erlebnisse verdanke ich dem St. Georgskolleg in Istanbul, ursprünglich, vor 125 Jahren, eine Schule für katholische, deutschsprachige Kinder, jetzt Kolleg, das von einem katholischen Orden, den Lazaristen von Graz, geführt wird, wo fast 100 % muslimische SchülerInnen ganz ohne Missionierung zu schulischem Erfolg geführt werden, es zählt zu den besten Schulen der Türkei. Da arbeiten in der Leitung, den Büros, im Lehrkörper, in der Betreuung ... Christen und Moslems ganz selbstverständlich, positiv zusammen. Ein Beispiel noch zum Geist dieses Hauses: Direktor Franz Kangler, Lazarist, katholischer Ordensmann, taufte kürzlich die Zwillinge des evangelischen Pfarrers auf seinen besonderen Wunsch – evangelisch! Da war ich wieder einmal stolz, hier ein bisschen dazuzugehören.

Glücklicherweise konnte ich, bevor ich in die Türkei flog, am Wiener „Strudeltag“, dem Treffen von AbsolventInnen und LehrerInnen des Kollegs, die in Österreich studieren, leben oder eigens zu diesem Anlass gekommen sind, teilnehmen; heuer konnte das Jubiläum „125 Jahre St. Georgskolleg“ feierlich begangen werden. Ja, es wurde ein Fest großer Wiedersehensfreude, voll spontaner Herzlichkeit, wie man es sich hierzulande kaum vorstellen kann! Drei meiner Ehemaligen aus der Zeit von 1978 – 1980 waren auch gekommen und erinnerten sich noch an lustige Episoden in Zeichnen. Insgesamt waren wir wohl an die 200, nicht nach der Lautstärke gemessen, da hätten es 400 sein

müssen, darunter auch etliche SchülerInnen aus meinem zweiten Aufenthalt, mit denen ich durch zeitliche Nähe, gelegentliche Kontakte und sogar Zusammenarbeit noch enger verbunden bin.

Als man sich im Hof des Heurigen ab 17 Uhr einfand, schien auch der beginnende und immer stärker werdende Regen der von Anfang an guten Stimmung keinen Abbruch zu tun, erst später ließ man sich in die Gaststuben vertreiben, wo es erst richtig losging: Da wurden Erinnerungen ausgetauscht, lustige Streiche erzählt, schallendes Gelächter, gesungen, getanzt, voll Feuer und Begeisterung. Das hätte Dir gefallen, lieber Islam, es ging zu, wie damals am Schiff, als die Nubier zu Besuch waren. Mit viel Aufwand war dieses Fest von der Schule organisiert und gestaltet worden, aber es hat sich gelohnt, Interkulturalität ist ein Fest der Begegnung, so war es – so könnte, sollte es sein, dazu leistet St. Georg seit Jahrzehnten einen wichtigen Beitrag.

Danach in Istanbul, Gast in St. Georg, nein, nicht Gast, daheim, hatte ich eine schöne, kreative Zeit, gezeichnet, geschrieben und gelesen, z. B. ein hochinteressantes Buch, *Zeitreise in die Österreichisch-Türkische Vergangenheit*, 2006 vom St. Georgs-AbsolventInnenverein herausgegeben, von hohem wissenschaftlichem Niveau und voll von wertvollsten Dokumenten, eine wahre Kostbarkeit! Dabei war nicht nur über kriegerische Auseinandersetzungen und Partnerschaften zu berichten, auch über kulturelle Zusammenarbeit in Forschung, Archäologie, Architektur ... Ein ausführlicher Beitrag beschäftigt sich mit Clemens Holzmeister, dem großen Tiroler Architekten, der in den Anfängen der Türkischen Republik für viele bedeutende Regierungsbauten in Ankara verantwortlich zeichnet. Das wird Dich weniger interessieren, Du hast ein paar Osmanen-Kolonial-Ressentiments, aber für mich war es sehr aufschlussreich, zu meiner privaten Verbindung mit der Türkei auch viel über historische zu erfahren.

Ich hoffe, wir sehen uns einmal wieder, herzliche Grüße und noch einmal danke für die so kompetente Reisebegleitung!

Gerald Kurdoğlu Nitsche



Foto: Stock-Exchange

Zwischen fremden Gesetzen

Österreich im Umgang mit Betroffenen des Frauenhandels

Alexandra Siebenhofer

Am 18. Oktober war europaweit der „Tag gegen Menschenhandel“. Am 25. November ist internationaler „Tag gegen Gewalt an Frauen“. Zeit, sich bei Radio Stimme einem Phänomen zu widmen, das mit diesen beiden Themen eng in Zusammenhang steht: dem Frauenhandel. Konkret stand dabei im Mittelpunkt, wie es den Betroffenen mit der österreichischen Gesetzeslage geht.

Frauenhandel war offensichtlich ein Schwerpunktthema im Oktober: Das Gartenbaukino zeigte zwei Wochen lang den Film *Kurz davor ist es passiert*, zusätzlich dazu veranstalteten *Falter*, *Standard*, NU (Zeitschrift der Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum) und SPÖ hochkarätig besetzte Podiumsdiskussionen. Am 18. Oktober beging man schließlich den ersten europaweiten „Tag gegen Menschenhandel“: in Österreich mit einer zwei Tage zuvor abgehaltenen Pressekonferenz im Außenministerium. Gleich vier hochrangige PolitikerInnen, Jusitzministerin Maria Berger (SPÖ), Frauenministerin Doris Bures (SPÖ), Außenministerin Ursula Plassnik (ÖVP) sowie Innenminister Günther Platter (ÖVP) stellten sich den Fragen der Anwesenden.

Neben bemerkenswerten Änderungen im Diskurs zu Frauenhandel – Doris Bures betonte z. B. die Wichtigkeit einer Unterscheidung zwischen Frauenhandel, Prostitution und Schlepperei – war es vor allem ein Satz, der auffiel: Österreich, so war immer wieder zu hören, habe alle internationalen Konventionen gegen Menschenhandel ratifiziert und innerstaatlich umgesetzt.

Österreich ist also der Musterschüler bei der Ratifizierung internationaler Abkommen. Was aber bedeutet das konkret für die Betroffenen? Das Beispiel der „Übereinkunft des Europarates zur Bekämpfung des Menschenhandels“ – kurz: *Europaratskonvention* – soll darüber Aufschluss geben.

Konvention gegen Menschenhandel

Aus mehreren Gründen ist die Konvention zentral. Menschenhandel ist hier nicht mehr

vorrangig strafrechtliches Delikt, sondern eine Verletzung grundlegender Menschenrechte. Es steht nicht mehr die Einhaltung staatlicher Gesetze im Vordergrund, sondern die Wahrung der Menschenrechte der Betroffenen. Eine Konsequenz daraus: Zum ersten Mal werden die Rechte der Opfer verbindlich festgelegt – wie z. B. das Recht auf die Erteilung eines Aufenthaltstitels. Im *Europaratsabkommen* wurde hier erstmals den unterzeichnenden Staaten vorgeschrieben, dieses Recht in der nationalen Gesetzgebung zu verankern. Neu ist auch, dass dieser Aufenthalt nicht mehr notwendigerweise an die Kooperation der Betroffenen mit den Behörden gekoppelt sein muss. Die *Europaratskonvention* setzt damit ein durchaus positives Zeichen.

Österreich hat das Übereinkommen im Oktober 2006 als erstes EU-Mitglied ratifiziert. Allerdings zeigt sich erst bei näherer Betrachtung, wie geduldig gerade im Bereich der Rechte Betroffener Papier sein kann. Besonders deutlich wird das, wenn es um den Aufenthaltstitel geht. Denn die Vorgabe der Übereinkunft des Europarates wurde hier sehr österreichisch umgesetzt – nicht per Gesetzesänderung, sondern mit einem Erlass. Das Ergebnis ist, dass jede von Frauenhandel Betroffene einen Aufenthalt aus humanitären Gründen erhalten kann; selbst dann, wenn sie nicht mit den Behörden kooperiert. In keinem Fall aber *muss* dies passieren. Wie so oft, wenn es um MigrantInnen geht, wurde durch den Erlass keinerlei Rechtsicherheit für die Betroffenen geschaffen. Noch dazu ist er im Gegensatz zu einem Gesetz nicht öffentlich zugänglich. Was der Erlass also genau sagt, weiß in Wahrheit niemand so genau.

„Einig im Kampf“?

Praktisch wurde der Aufenthalt bis dato immer gewährt. Allerdings, erklärt Evelyne Probst von der *Interventionsstelle für Betroffene des Frauenhandels* (IBF), kommt es durch die Kann-Bestimmung zu sehr langen Wartezeiten, die für die Betroffenen große Unsicherheit mit sich bringen. Unsicherheit, die keineswegs zur Stabilisierung der traumatisierten Frauen beiträgt und die sich

auch materiell und physisch niederschlägt: „Wartezeit“ bedeutet, bis zu einem halben Jahr keinen Zugang zu medizinischer Versorgung abseits von Notfallmaßnahmen und zum Arbeitsmarkt zu haben.

So einig man sich also im Kampf gegen Frauenhandel ist, so schwierig wird es auch unter Zuhilfenahme internationaler Abkommen bei konkreten Maßnahmen. Wenn es darum geht, etwas für die Betroffenen zu unternehmen, zeigt sich, dass hier durchaus konträre Interessen aufeinander prallen. Günther Platter beispielsweise sieht die Problematik vor allem darin, dass „bei Menschenhandel keine Grenzen gegeben sind“.

Ein Instistieren auf der Gültigkeit von Grenzen mag manchen als sinnvoll vorkommen. In letzter Konsequenz fehlt es damit jedoch an der Erkenntnis, dass die restriktive Fremdengesetzgebung genau jene Grenzen schafft, von denen Frauenhändler profitieren.

Der Radiobeitrag mit dem selben Titel (gestaltet von Franziska Klauer, Matthias Male und Alexandra Siebenhofer) war in der Sendung vom 8. November 2007 zu hören. Diese kann unter <http://tinyurl.com/yntpf8> heruntergeladen werden.

„Radio Stimme“ gewann Radiopreis der Erwachsenenbildung

Radio Stimme – die einstündige Sendung der *Initiative Minderheiten*, die alle zwei Wochen auf Österreichs freien und nicht-kommerziellen Sendern ausgestrahlt wird – gewann bereits zum zweiten Mal den Radiopreis der Erwachsenenbildung. Ausgezeichnet wurde der Beitrag „Erkennen Sie die blassrote Handschrift?“ von Alexander Pollak in der Sendung vom 18. Jänner 2007 in der Sparte „Kurzsendungen“.

Für die diesjährige Preisvergabe wurden in fünf Kategorien 74 Produktionen eingereicht. Ausgezeichnet wurden jeweils zwei Sendungen von Ö1 und *Radio Orange* und eine Sendung von *Radiofabrik – Freier Rundfunk Salzburg*. Die Verleihung der jährlich vergebenen Auszeichnungen findet am 29. Jänner 2008 im Radio Kulturhaus statt.

Wir gratulieren allen MitarbeiterInnen der *Radio Stimme* und im Besonderen Alexander Pollak ganz herzlich!

Der ausgezeichnete Beitrag kann über die Website der Initiative Minderheiten heruntergeladen werden: www.initiative.minderheiten.at

Afrika-Tag in Tirol: Bericht & Impressionen

Daniel N. Dratele

Der Afrika-Tag, der am 21. April 2007 in Innsbruck (Stadtsaal) stattgefunden hat, war/ist teilweise eines der Ergebnisse des von der Initiative Minderheiten Tirol gestarteten Afrika-Projektes.

Ziel dieses Projekts ist, AfrikanerInnen bei ihrem mühsamen gesellschaftlichen Integrationsprozess in Tirol bzw. Österreich durch Förderung ihrer sozio-kulturellen Kompetenzen zu unterstützen. Der Afrika-Tag ist der erste Schritt, nicht nur, um dieses Ziel den AfrikanerInnen und den ÖsterreicherInnen als aktiven Subjekten des Prozesses anzukündigen, sondern auch die beiden Seiten dafür sensibilisieren, mobilisieren und gewinnen zu können. Jedenfalls verdankt der märchenhafte Erfolg des Afrika-Tags sowohl den VeranstalterInnen *Initiative zur gelebten Integration* und *Initiative Minderheiten Tirol* als auch der unermüdlichen ehrenamtlichen Zusammenarbeit zwischen den AfrikanerInnen, ÖsterreicherInnen, US-

AmerikanerInnen, MitarbeiterInnen vom *Caritas Integrationshaus* ...

Das Projekt orientiert sich an dem Grundsatz: Keine gelungene Integration ohne die Einheimischen; denn Integration ist keine Einbahnstraße! Sie betrifft MigrantInnen und Einheimische gleichermaßen. Sie stellt nicht nur eine Herausforderung, sondern auch eine Chance dar. Daher haben wir bei der Planung und Durchführung der Veranstaltung den Grundstein zur engen Zusammenarbeit zwischen den Afro-MigrantInnen und den Einheimischen gelegt. Die Veranstaltung schuf eine Plattform für einen sozio-kulturellen Dialog und Austausch mit den folgenden Zielen: Zum sozio-kulturellen Dialog und Austausch sowie zur Aufklärung gegen Rassismus bzw. jede Form von Diskriminierung und Vorurteilen beitragen; Möglichkeit schaffen, ein Gefühl realer Integration zu erfahren; Kindern von bikulturellen Eltern ein Fenster ins Zusammenspiel des integrierten Lebens und dessen Wechselwirkungen zu eröffnen.

Wir konnten prominente Persönlichkeiten aus den Bereichen Bildung, Politik, Soziales und Gesundheit gewinnen – wie z. B. Univ.-Prof. Dr. Claudia von Werlhof, Univ.-Ass. Dr. Chibueze Udeani, Dr. Elisabeth Wiesmüller, Dr. Clément Mutombo, Mag. Johann Gstir, Dr. Douglas Imahriagbe, Dr. Helga Neuberger, Dr. Bella Bello Bitugu, Dr. Renate Krammer-Stark. Sie nahmen an lebhaften Podiumsdiskussionen teil, die über 200 TeilnehmerInnen aus allen Altersgruppen, verschiedenen Ländern und Kulturen anzogen. Über 600 Gäste wohnten den kulturellen Darbietungen von Tiroler und afrikanischen Musikgruppen des Abendprogramms bei.

Aus diesem Afrika-Tag ist ein neuer Verein, die *Initiative zur gelebten Integration* (Izgi), geboren, der einige Grundideen des Afrika-Projekts in seine Ziele integriert hat und sich eigenständig weiterentwickeln wird.

Jedenfalls haben die Ziele und die Programmatik des Afrika-Tags viele Türen geöffnet, um dynamische integrationsrelevante Konzepte und Projekte zu ermöglichen. Diesbezüglich wird die *Initiative Minderheiten Tirol* als Partnerin eine sehr wichtige Rolle spielen.

Daniel N. Dratele,
Initiative Minderheiten Tirol, konzipierte
das Afrika-Projekt

Roter Oktober in Wien

Ara Karapetyan

Stücke, Lesungen, Buchpräsentationen, Konzert und eine Bulgarische Nacht – das alles in nur 30 Tagen des Roten Oktobers erlebt. Nach 90 Jahren der Revolution in Russland versuchten die Wiener Wortstatten ihre eigene, kreative und blutlose Revolution in der Theater- und Literaturwelt durchzuführen.

„Ein Versuch, die Stimmen des neuen Wiens in eine zu fassen und die auch zum Wiener Publikum zu bringen.“ So Hans Escher, Regisseur und Organisator des Projekts. Wien, unsere multikulturelle Hauptstadt, wo Stimmen und Sprachen aus aller Welt zu hören sind und mit ihnen auch die Probleme der Kulturen und Traditionen – diese müssen auf den Bühnen Wiens zu finden sein. Das ist den AutorInnen der *wiener Wortstatten*, eines Schreiblabor- und Theaterwerkstatt-Projektes, durch ihre Stücke und Bücher bisher sehr gut gelungen. Den Abschluss ihrer zweiten Saison haben die *Wortstatten* mit einem einmonatigen Festival zelebriert: ein Oktober voller Stücke.

Der Balkan war durch die Aufführung von Alma Hadzibeganovićs „Das Stück“ vertreten. Eine Geschichte, die an drei Standorten spielt und auch sehr gut die einzelnen Atmosphären

erfängt – wie z. B. einen Samstagabend auf der Ottakringerstraße. Eine Geschichte, in der man beobachtet, wie weit man für die Liebe gehen kann und wann die Moral zu einer Nebensache wird.

„Durch die Schluchten der Balkans“ war das zweite große Ereignis im Roten Oktober. Autor Bernhard Studlar, der auch der weitere Regisseur und Organisator des interkulturellen Autorentheaterprojekts ist, bezeichnet das Stück als ein „Karl-May-Destillat“. Ihm gelingt es, sechs Romane des Kopf-Abenteurers in nur zwei Stunden vorzustellen und das in einer sehr unterhaltsamen Art und Weise.

Wir verlassen den Balkan und kehren zurück nach Österreich, wo ein Thema politisch immer aktueller wird: das Asyl. Das ist auch dem *Theaterkollektiv Sequenz* aufgefallen: „Antrag of Asyl“ heißt ihr Stück. Eine auf den ersten Blick witzige Darbietung, die das Verhalten der österreichischen Politiker und der Mehrheitsbevölkerung selbst zu den Asylanten und ihren Problemen berührend beschreibt und das Publikum geradezu zum Nachdenken zwingt.

Zu erleben waren auch Lesungen der AutorInnen Rhea Krcmárová, Julia Rabinowich, Michal Hvorecky und Ewald Palmethofer im Rahmen der *Wortstatten* & *Buchstabensuppe Nr. 15*; die Jazz-poetry-Performance von und mit Ruth Weiß und die Buchpräsentation *Recherche Slowakei*.

Ein dermaßen vielschichtiger „Roter Monat“ muss auch einen entsprechenden Abschluss haben. Die *Bulgarische Nacht* mit Dimitré Dinev und drei weiteren bulgarischen SchriftstellerInnen, die nach Wien eingeladen wurden, die bulgarische Musik von den Brüdern Wladigeroff und der selbstgebrannte bulgarische Schnaps vom Vater Dinev haben ihre Aufgabe perfekt erfüllt. Dimitré Dinev dazu: „Aus der geografischen Sicht kann man eine bulgarische Nacht nur in Bulgarien erleben. Doch ich kann heute nicht sagen, dass etwas für eine bulgarische Nacht fehlt.“

Und so kam der Rote Oktober an seinem Ziel an, und ich hatte nicht das Gefühl, dass überhaupt jemand, der/die in diesem Monat dabei gewesen war, irgend einen Mangel gespürt hatte.

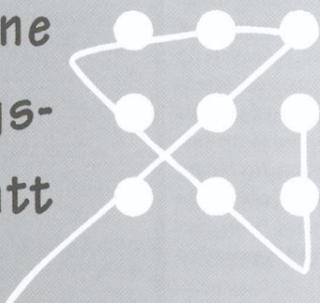
Ara Karapetyan
besucht die Komensky-Schule in Wien.



„Das Stück“ von Alma Hadzibeganović

Foto: Rita Newmann

die grüne
bildungs-
werkstatt



GRÜNE
BILDUNGSWERKSTATT
MINDERHEITEN

(+43) 0699/12 65 89 84
thomas.busch@drava.at

Die Grüne Bildungswerkstatt ist
eine Ideenwerkstatt mit dem Ziel

- politische Inhalte mit einer breiten Öffentlichkeit zu diskutieren
- zur Bewusstseinsbildung über politische Zusammenhänge beizutragen und zu politischem Handeln zu motivieren
- das nötige Handwerkszeug für politische Beteiligung anzubieten
- als Schnittstelle zwischen ExpertInnen, zivilgesellschaftlichen Organisationen und politischen AkteurInnen aufzutreten
- grundsätzliche Orientierungen für die Programm- und Bildungsarbeit zu entwickeln.

Im Zentrum unserer Bildungsarbeit steht die Suche nach einem umfassenden Denkraum für grüne Politik, der neben dem Grundwert der Ökologie auf Solidarität, Basisdemokratie, Selbstbestimmung, Gewaltfreiheit und auf einer feministischen Grundhaltung beruht.

Anzeige

Die Musik mit Eigenschaften

Zwar schmückt sich unsere kunstsinnige Alpenrepublik gerne mit dem Hinweis auf ihre kunterbunte Geschichte („schon immer multikulturell gewesen“). Doch angesichts „fremdländischer“ Kunst gibt sie sich allzu oft auch zugeknöpft. Ein Quartett bildet da allerdings eine Ausnahme, vermag es doch auch diese provinziellen Geister zu überzeugen, ohne dafür in die Kiste des altbackenen Lokalkolorits oder World-Exotismus greifen zu müssen: *Dobrek Bistro*.

Vor sieben Jahren in Wien gegründet, hat sich die Band einen unverwechselbaren Sound erarbeitet, der jede musikologische Lehrmeinung im Fach „Sparte“ Lügen straft und sich nun auf der neuen *Dobrek Bistro* CD in voller Reife präsentiert.

Traditionen haben in Dobreks durchkomponierter Musik eher Zitat-Charakter

und werden oft als Rhythmus-Melodie-Gegensatz kontrapunktisch eingesetzt. Alles andere, was auf der CD zu hören ist, kann mit „einfühlsame Virtuosität“ umschrieben werden. Komponist und Akkordeon-Spieler Krzysztof Dobrek, Geiger Aliosha Biz, Percussionist Luis Ribeiro und Bassist Sascha



Lackner sind einfach großartige Musiker, denen keine Musikrichtung „fremd“ zu sein scheint. Darum kann auch ihr Zusammenspiel so präzise und so „vertraut anders“ zugleich klingen. Wie auch die Namen mancher Stücke auf dem Tonträger, hinter deren italienischen Fassaden („Isola del Danubio“ oder „Mercato delle Fontane“) sich Wiener Leben versteckt (Donauinsel und Brunnenmarkt). Somit sind wir auch beim wichtigsten Element der Dobrekschen Musik, ob in Dose oder live: intelligenter Humor. Dass die CD keinen Titel trägt, ist wohl auch Teil des ironischen Rätsels, das uns deren Verpackung aufgibt. Vielleicht soll sich jede und jeder ZuhörerIn einen eigenen Titel ausdenken. Meiner wäre jedenfalls: „Die Musik mit Eigenschaften“.

Dobrek Bistro – dobrecords 004
www.dobrecords.com

mh

Neue Geschichten aus dem Orient

Isabelle Bene

Das Erfolgsprogramm des Interkulttheaters von und mit Aret G. Aleksanyan und Mandana Alavi Kia wird mit neuen Geschichten und dem Titel „Derwisch erzählt II“, fortgesetzt.

Aret Güzel Aleksanyan, der langjährige künstlerische Leiter des *Interkulttheaters*, steht bereits zum zweiten Mal als Meddah (orientalischer Geschichtenerzähler) auf der Bühne – eine Rolle, die ihm auf den Leib geschrieben ist. Bereits mit seinem ersten Programm „Derwisch erzählt“ sorgte er für ein volles Haus und ein begeistertes Publikum, das ihm auch dieses Mal wieder die Treue gehalten hat.



Foto: Stefan Schmidt

Aret G. Aleksanyan gestaltet einen höchst stimmungsvollen Abend mit amüsanten Geschichten, die er zum Teil selbst erlebt hat, erzählt bekommen hat oder die aus der Feder von Rafik Schami stammen, jenem vielfach ausgezeichneten deutsch-syrischen Schriftsteller, dessen Werk mitunter durch die orale Tradition des arabischen Geschichten-erzählens geprägt ist.

Aleksanyan lässt dabei köstliche Kindheits-erinnerungen aufleben. Er erzählt, wie er seine erste große Liebe erobern konnte, seinem Opa die Brille in den Himmel mitschicken wollte oder wie sein gewiefter Freund Youssef mit einem Huhn in einem Kleiderschrank ein Vermögen verdiente. Besonders das Leben im Bazar scheint der Erzähler hierzulande zu vermissen und beschreibt, was passiert, wenn man versucht, in einem Wiener Kaufhaus zu feilschen. Vom Orient führt er sein Publikum direkt nach Wien. Gerade die Wiener Beamten haben es ihm angetan, deren Jargon er perfekt auf Lager hat. Zu diesem Zweck veranschaulicht er seine persönlichen Erlebnisse mit Wiener Behörden und lässt Hugo Wieners legendären Sketch „Auf dem Passamt“ wieder aufleben.

Im Theater herrscht eine harmonische Symbiose zwischen Publikum und Erzähler, der spontan auf die Reaktionen seiner ZuhörerInnen eingeht und nicht selten mitlachen muss. Mit schauspielerischem Können verleiht er seinen Handlungen und Protagonisten viel Lebendigkeit. „Man bedenke, dass der Geschichtenerzähler nur mit seiner Erzählkunst alle Schauplätze, Figuren, Kostüme, Handlungen und Dialoge den Zuhörern vermitteln musste. Ein Meddah musste neben erzählen auch schauspielern, nachahmen und imitieren können.“ So kann man es im Booklet der jüngst erschienen CD „Derwisch erzählt“ nachlesen. In Aret G. Aleksanyan hätte man dafür den lebendigen Beweis, der aber recht plausible, andere Beweggründe für das erfolgreiche Programm nennt – nämlich die niedrigen Produktionskosten und sein Alter, das bereits für einen Meddah in Frage käme. Ja, da wäre noch die tägliche Routine, erzähle er doch allabendlich seiner Frau eine Geschichte.

Ein guter Meddah sollte aber auch alltägliche soziale Themen interpretieren und kommentieren können. So hält Aleksanyan auch mit ein paar politischen Anspielungen nicht hinterm Berg. Kabarettreife ist dabei die verbale Abstufung für alle „Nicht-Ureinwohner Wiens“: „Tschusch“ auf der untersten Stufe, direkt gefolgt von „Ausländern“, der Begriff „Zuagroaster“, der in Wien auch für alle Leute aus anderen Bundesländern gilt, in intellektuellen Kreisen die Bezeichnung

„MigrantInnen“ und unter Politikern der gebräuchliche Terminus „MitbürgerInnen mit migrantischem Hintergrund“.

Zur Seite steht dem Meddah wieder Mandana Alavi Kia, die mit ihren Zwischentänzen dem Publikum Zeit gibt für seine eigenen „Geschichten im Kopf“.

Ein gelungener Abend, der gerade in der tristen, kalten Jahreszeit das Gemüt erheitern wird. Für innere Wärme wird bereits im Foyer gesorgt. Hier wird türkischer Tee („çay“) aus dem Samowar ausgedient, Nüsse, Datteln und Feigen stehen zum Gustieren bereit. Ein kleiner Gewürzbazar führt in das Reich der Düfte und lädt dazu ein, das eine oder andere Gewürz für die eigene Küche zu entdecken. Richtig gemütlich wird es dann im Zuschauerraum. Die ersten Reihen wurden durch Polster und Teppiche ersetzt, auf denen man den Abend – ohne Schuhe – in Liegeposition verbringen kann. Wer seine Schuhe lieber anbehält, darf natürlich sitzen und ein Getränk zur Vorstellung mitnehmen.

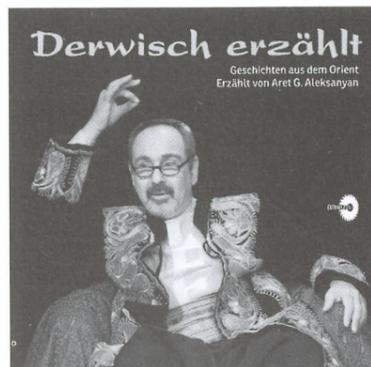
Viel mehr sei aber nicht verraten, hat man doch bis Silvester noch die Möglichkeit, selbst eine Vorstellung zu besuchen. Für alle, die auch gerne zu Hause gute Geschichten hören oder ein passendes nachträgliches Weihnachtsgeschenk brauchen, sei das bereits erwähnte Hörbuch „Derwisch erzählt“ empfohlen. Jetzt kann man nur noch hoffen, dass auf „Derwisch I und II“ auch eine Nummer Drei folgen wird.

Interkulttheater

<http://www.interkulttheater.at>
A-1060 Wien; Fillgradergasse 16
Kartenreservierung: Tel. (01) 587 05 30
oder info@interkulttheater.at
Silvestergala: um 20.00 Uhr
Eintritt: € 27,-
(inkl. orient. Buffet u. Mitternachtssekt)

CD-Tipp:

Derwisch erzählt. Geschichten aus dem Orient, erzählt von Aret G. Aleksanyan
Wien: Extraplatte 2007; € 15,-



Medial totgeschwiegen – bestens besucht!

Salam.Orient 2007

Philipp Schmickl

Am 10. November 2007 ist das Salam.Orient-Festival zu Ende gegangen und mit ihm, zumindest teilweise, die Möglichkeit, sich mit anderem als mit Zeitungsmeldungen über diese Region auseinanderzusetzen. Sind die Zeitungsmeldungen zumeist negativ, überbrachten die eingeladenen MusikerInnen durchwegs eine positive Message.

Es wurden viele MusikerInnen aus der Türkei und aus Nordafrika eingeladen, aber auch aus Indien, Tansania, Syrien und Usbekistan, die teilweise gemeinsam mit europäischen MusikerInnen auftraten bzw. ohnehin zusammenspielen. So fand man zwei Kooperationen von türkischen und österreichischen KünstlerInnen (das *Alp Bora Trio* und eine Zusammenarbeit der österreichischen Schriftstellerin und Turkologin Barbara Frischmuth mit dem *Mansur Bildik Ensemble*). *Nuru Kane & The Bayefall Ganwa*, die das Festival eröffneten, eigentlich als aus dem Senegal kommend beschrieben, hatten aber auch einen Musiker aus Frankreich und einen aus Marokko dabei; auch die Musiker von *Les Boukakes* kamen aus mehreren nordafrikanischen Ländern sowie aus Frankreich. Die französisch-maghrebinischen Kombinationen findet man sehr oft, österreichisch-türkische hingegen sind außerhalb dieses Festivals eher rar.

Hier sieht man schon, dass es dem künstlerischen Leiter des Festivals, Norbert Ehrlich, nicht darum ging, eine Ausstellung oder eine Schau zu veranstalten, bei der man Repräsentanten „des Orients“ bestaunen kann. Die Intention dieses Festivals ist auf jeden Fall, die eingeladenen MusikerInnen als MusikerInnen zu präsentieren und nicht als VertreterInnen einer Region oder gar Religion, die nebenbei Musik machen.

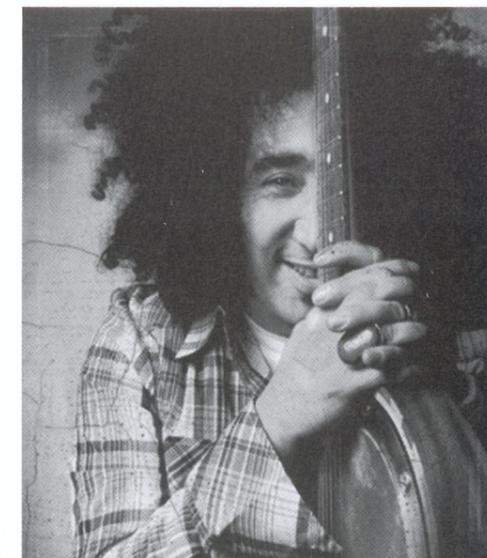
Die Musik, die ich hörte (ich war leider nur hauptsächlich auf den Konzerten nordafrikanischer/europäischer Formationen), war von den (Musik-)Traditionen der Herkunftsländer beeinflusst. Aber auch europäische bzw. karibische Einflüsse waren hörbar und deuten neben Globalisierung

auf die Offenheit der MusikerInnen hin, mit der sie anderen Musikstilen begegnen. Die franco-maghrebinische Gruppe *Les Boukakes* führte dieses Argument noch weiter, indem sie entgegen allen World-Music-Klischees einfach kraftvolle Rockmusik spielte. Wer erwartet das schon von einer Band, die sich mit ihrem Namen auf arabischer Seite positioniert?¹ Wenn man es nicht wüsste, wäre man geneigt zu sagen: „Da schau her, auch Araber können rocken!“

Ein anderer Araber, genauer gesagt, ein Algerier, der in der Hafenstadt Oran seine Karriere startete, war ins Konzerthaus eingeladen: Khaled. Für den „Roi du Rai“ (König des Rai) wurden sogar im Parterre des Großen Saals die Sesseln entfernt. Das Publikum war, wie bei allen anderen Veranstaltungen, die ich besucht habe, bunt gemischt, und man sah viele MaghrebinerInnen ganz vorne an der Bühne, die gemeinsam mit den anderen gespannt den Meister erwarteten. Der kam nach einem kurzen Vorspiel des marokkanischen Oud-Spielers Abdelouahed Zaim und startete ein mindestens zweistündiges Konzert, dem nach der zweiten oder dritten Zugabe nichts mehr abging. Khaled ist ein Profi, der genau weiß, wie er die Balance zwischen Vergnügen und Niveau gerade hält. Er scheute den Kontakt zum Publikum nicht und gab sich während des Konzerts immer wieder für Fotos mit begeisterten Fans her, die auf die Bühne kletterten. Zu Beginn des Konzerts wurde eine marokkanische Fahne auf die Bühne geworfen, die er sich ohne zu zögern um den Rücken hängte, daraufhin folgte eine algerische, die er sich ebenso umhängte. Diese Szene sprach für sich: Khaled oder seine Musik, der Rai, verbindet das, was politische Interessen trennen oder zu trennen versuchen.

Khaled spielte viele seiner Hits, mit denen er in der arabischen und europäischen Musikwelt berühmt geworden ist. Auch dank seiner zehnköpfigen Band, deren Mitglieder aus verschiedensten Ländern Afrikas und Europas kommen und die ihm immer einen gediegenen Rückhalt bot, wurde das Konzert zu einem vollen Erfolg.

An dieser Stelle möchte ich meine Verwunderung darüber äußern, wie wenig mediale Präsenz das Festival hatte, sieht



Kabyle Akli D.

Foto: Aka Design

man von den Vorankündigungen auf Ö1 ab. Die etablierten und als seriös geltenden Tageszeitungen berichteten sehr spärlich. Worauf das zurückzuführen ist, möchte ich hier nicht spekulieren, aber darauf hinweisen, dass ebendiese Medien in ihren negativen Schlagzeilen zwar nicht *Orient* sagen, oft aber *Orient* meinen.

Fußnote:

¹ Boukakes ist eine Wortschöpfung aus den Schimpfwörtern „Bougnol“ für Araber und „Macaque“ für Affe (aus dem Programmheft des Festivals).



Khaled

Foto: Olivier Gracien

Im Dezember 2007

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn wieder ein neues Jahr anbricht und allerorten Bilanz gezogen wird. Von der Wiedervereinigung sind wir immer noch meilenweit entfernt – und dabei ist gar nicht von der großen die Rede: von der Deutschösterreichs mit dem großen Nachbarn im Norden, die uns den Bruderkampf bei der Fußball-Europameisterschaft im Sommer erspart hätte, dann hätten wir uns gemeinsam dem Kampf gegen das Slawentum (Polen, Kroatien auch noch in der Vorrunden-Gruppe!) widmen können. Aber auch die kleine hat ihre Tücken, im dritten Lager gibt es noch immer ein Hauen und ein Stechen – und eigentlich will ich im



Moment mit dem Kameraden Brauntresch auch gar nicht wiedervereinigt werden. Was der alles über den Chef in Kärnten gesagt hat, wie er die Bilder aus dem Lokal mit dem Kärntner Landeshauptmann und den tschechernden Jugendlichen gesehen hat. Da ist er sogar zum Wortspieler geworden, der Brauntresch, und hat hämisch gegrinst: „Was sich die Linkslinken schon wieder aufpudeln, wenn der Haider ein Glas Warmut mit ein paar Burschen trinkt!“ Der Genosse Rotlauf hat beim Wort Warmut gleich mitgegrinst, während der politisch überkorrekte Herr Grünlinger nicht genau gewusst hat, wie er sich in dieser Frage verhalten soll.

Dafür hat er uns mit einem Gedicht gelangweilt, der Grünlinger, als der Grasser vom Besitzer Fritz Klausner aus seinem Kitzbühler Prunkbauernhof geschmissen worden ist. So oft hat uns der Schmalspurpoet mit seinem Gedicht genervt, dass ich es mittlerweile schon auswendig kann:

Wach auf! Wach auf!
Leise klopf'ts an deiner Tür.
Mach auf! Mach auf!
Vielleicht steht KHG vor dir!
Denn er, Fiona und das Kind –
von Haus und Hof vertrieben sind.
Und das zur kalten Winterszeit!

Ein Unrecht, das zum Himmel schreit!!!
Mach auf die Tür, mach auf dein Herz
Und schick Gebete himmelwärts.
Und danke Gott von früh bis spät,
auf dass es dir nicht auch so geht!

Mir ist ja dieser Adventschwulst schwer auf die Socken gegangen, aber der Kommerzienrat Schwarzschanerl war ganz ergriffen und hat gefragt, ob das nicht vom Karl Heinrich Waggerl ist, dem großen Seher aus den Alpen, weil so was Schönes hätte er dem Grünlinger gar nicht zugetraut. Aber vielleicht wollte der Schwarzschanerl nur davon ablenken, dass ein Bekannter von ihm, ein Waldviertler VP-Bürgermeister, die eigene Mutter aus dem Haus delogieren hat lassen. Da hat der Brauntresch wieder gelacht und gemeint, bei einer Schwiegermutter hätte er dafür Verständnis, aber die eigene Mutter? Die ÖVP sei einfach keine wirkliche Familienpartei. Der Kommerzienrat hat dagegen protestiert und darauf hingewiesen, dass ein katholischer Richter am Bezirksgericht Lambach (OÖ) einem Ehepaar sogar die Scheidung verwehrt hat. „Die Familie ist uns heilig!“, hat der Schwarzschanerl versichert.

Aber doch gleich das Thema gewechselt und davon geschwärmt, dass Seine Majestät Otto Habsburg den 95. Geburtstag begangen hat. Zwischen Otto und Habsburg hat er eine kleine Pause eingelegt und seine Lippen haben stumm des Wort „von“ gehaucht. Und dass es schade sei, dass es in Österreich keinen Monarchen gibt – außer der schwedische und der spanische kommen auf Besuch, aber das seien nur Könige und keine Kaiser!

Daraufhin hat der Brauntresch eingeworfen, dass im November ein UNO-Diplomat in des Kaisers neuen Kleidern, also als Nackerter, durch Wien gelaufen sein soll. Das sind so die Sachen, die er sich merkt! Der Herr Grünlinger hat nur mit einem Ohr hingehört und dann aus Höflichkeit gefragt,

ob sie ihn schon gefunden haben. Und ob sie sicherheitshalber im Café Hawelka nachgeschaut haben. Und wie sich der Diplomat, wenn sie ihn finden, ausweisen könne. Der Brauntresch hat das Wort „ausweisen“ verstanden und ist in spontanen Applaus ausgebrochen.

Ein neues Drohvideo gegen die Republik Österreich ist eingelangt. Und wieder war es so stümperhaft, dass der Genosse Rotlauf gemeint hat, er kann nicht ausschließen, dass das Drohvideo von den Rabiattkabarrettisten Stermann & Grisseemann stammt. Der Brauntresch hat beklagt, dass ein islamischer Terrorverdächtiger bei den Spitzen des Staates eingeladen war. Der Grünlinger darauf polemisch: „Der Muammar al-Gaddafi war beim Haider?“ Da war wieder was zum Lachen am Tisch.

Ein eigenes Thema ist die Wiener Polizei! Die haben sich in der Führungsebene gegenseitig so demoliert, dass sie sogar schon Immigranten auffordern, die Exekutive zu verstärken. Da ist es kein Wunder, dass der wackere Pressesprecher der Notariatskammer seinen Sohn in Afrika Schießübungen machen hat lassen. Hat dort eh nichts Heikles getroffen, der zwölfjährige Junior, worüber sich linkslinke Gutmenschen aufregen könnten. Ist aber dann in sein Gymnasium in die Wasagasse gegangen und hat die Klassenkameraden informiert, dass er am nächsten Tag mit einer Krachen in die Schule kommt, wenn nicht gleich Ruhe ist. „Ganz harmlos, mein Bub ist eh ein Waserl“, hat der wackere Pressesprecher abgewiegelt und sich gewundert, dass sich andere Eltern darüber aufgeregt haben. Wenn die Kriminalität zunimmt, ist Selbstbewaffnung ja erste Bürgerpflicht.

Und es wird immer schlimmer. Der Kommerzienrat Schwarzschanerl hat beklagt, dass der Respekt vor fremdem Eigentum zunehmend sinkt: Sogar in die Döblinger Villa vom Julius Meinl ist eingebrochen worden. Der Herr Grünlinger war zwar der Meinung, es war nur der KHG, der einen Schlafplatz für die Nacht gesucht hat. Der Genosse Rotlauf hat den Klassenkämpfer äußerlich geführt und vermutet, bei den, wie er sagt, „angeblichen Einbrechern“ handelte es sich wohl um sich geprellt fühlende Käufer von Meinl-Aktien oder gleich um Beamte der Finanzmarktaufsicht, die ein allfällig noch vorhandenes Vermögen sicherstellen wollten. Der Brauntresch und ich waren uns in dem Punkt einig: Es war die nigerianische Ostmafia! Damit die es noch leichter haben, gibt es bald überhaupt keine Grenzen mehr.

Bleibt nur die Hoffnung, dass 2008 ein besseres Jahr wird.

Information. Rasch. Umfassend.

Wir stellen folgende Informationsangebote und Serviceleistungen zur Verfügung:

- www.bundestkanzleramt.at**
 Der zentrale Internet-Auftritt des Bundeskanzleramtes
- Servicetelefon 0800-222 666**
 Anfragen gebührenfrei
 Montag bis Freitag: 9 – 18 Uhr
- Europatelefon 0800-22 11 11**
 Für Anfragen zur Europäischen Union
 gebührenfrei, Montag bis Freitag: 9 – 18 Uhr
- Bürgerservice**
 Schriftliche Anfragen an:
 Bundeskanzleramt, Bürgerservice
 1014 Wien, Ballhausplatz 1
 Fax: +43/1/53115-4274
 E-Mail: buergerservice@bka.gv.at
- Publikationen**
 Veröffentlichungen zu den Themen Österreich allgemein,
 Geschichte, Kultur, Medien etc.
kostenfrei zu bestellen unter:
 E-Mail: broschuerenversand@bka.gv.at
 Internet: www.bundestkanzleramt.at/publikationen

Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 65
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt
Zul.-Nr.: GZ 02Z031717-5

Rücksendeadresse:
Initiative Minderheiten
Gumpendorfer Straße 15/13
A-1060 Wien



BUNDESKANZLERAMT KUNST

